

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Bilder aus der märkischen Vorzeit

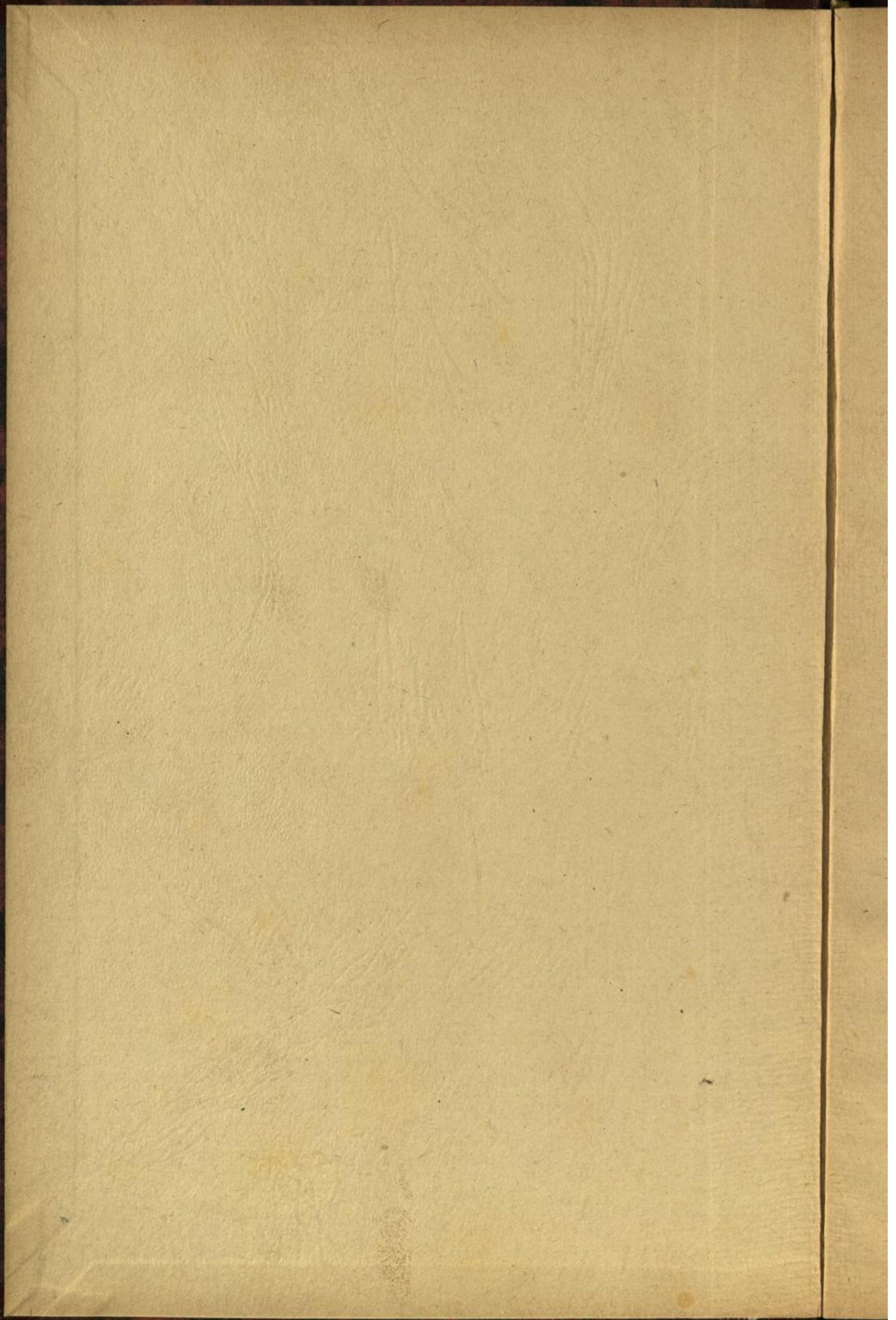
Kiekebusch, Albert

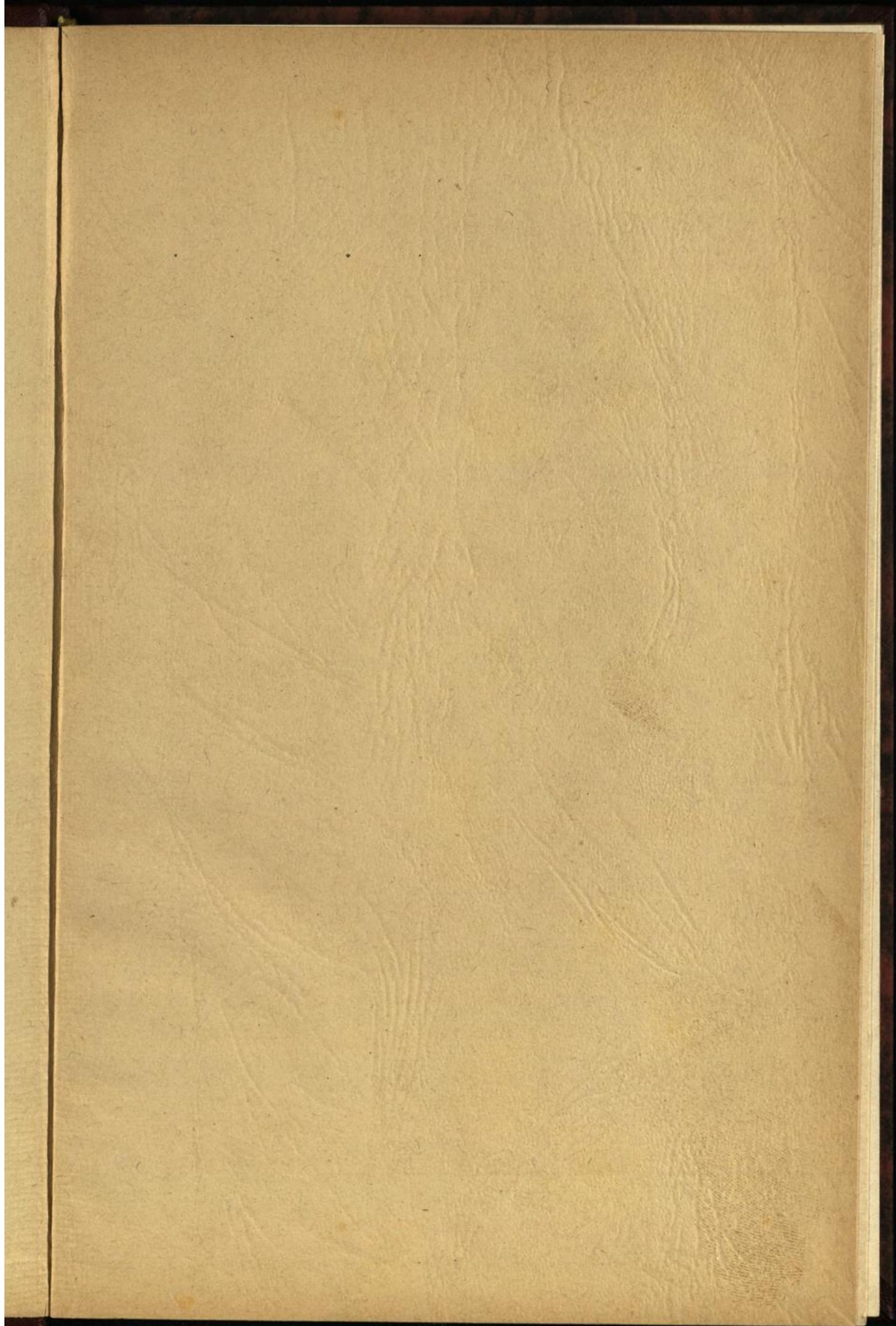
Berlin, 1916

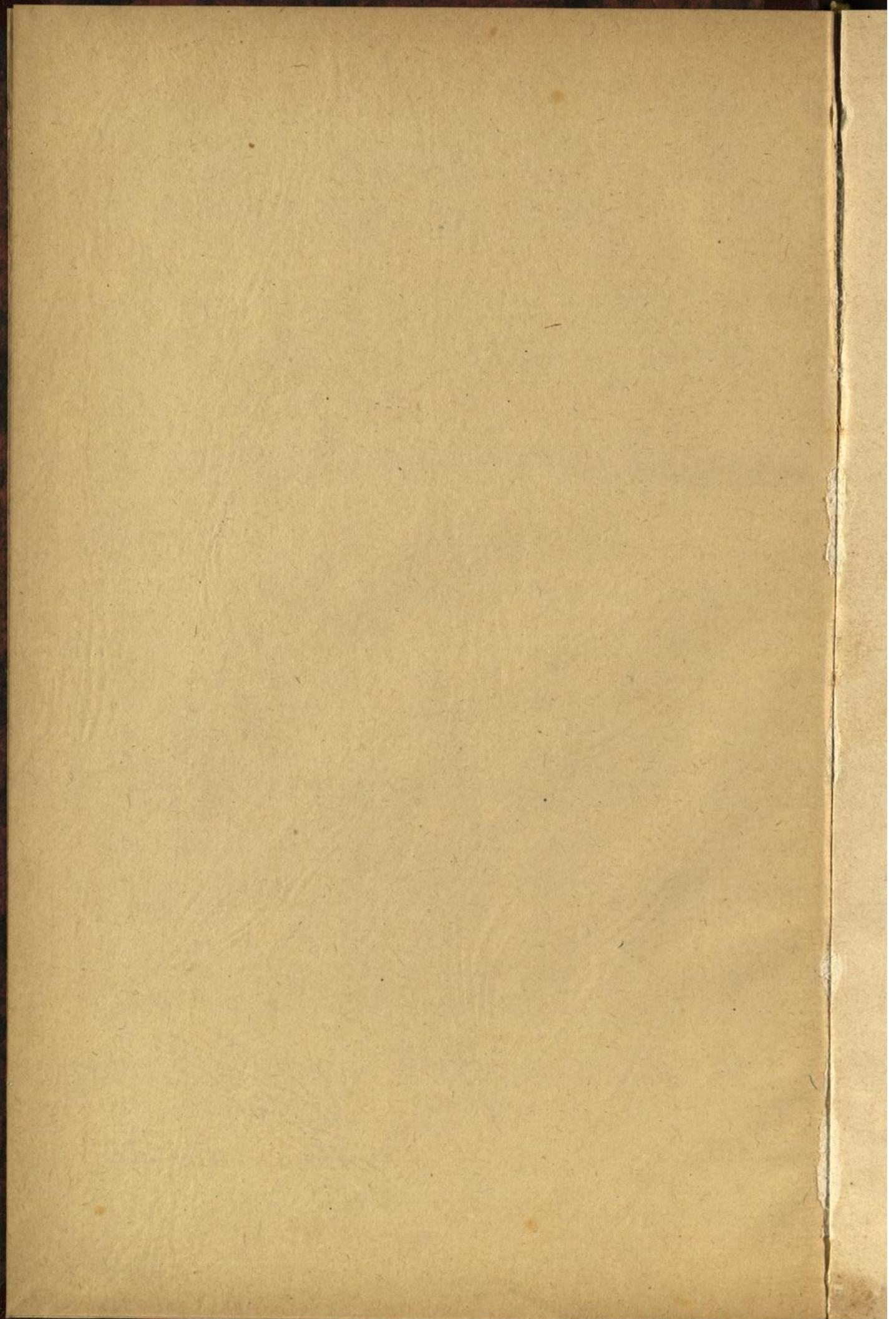
urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6380

U

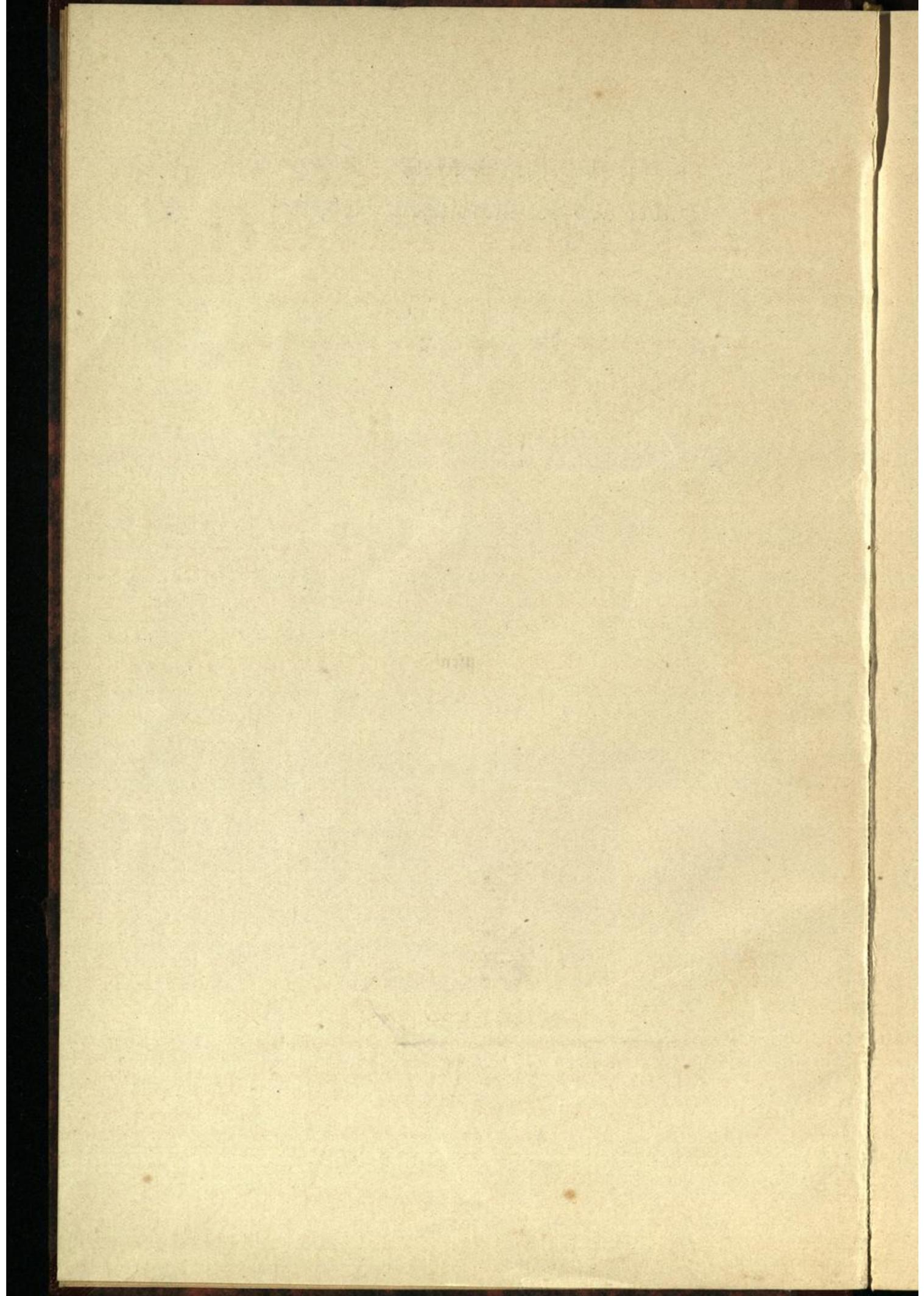
5







Dr. Albert Kiebusch
Bilder aus der märkischen Vorzeit



Bilder aus der märkischen Vorzeit

Für Freunde der heimischen Altertumskunde
insbesondere für die Jugend und ihre Lehrer

von

Dr. Albert Kiefebusch

Leiter der vorgeschichtlichen Abteilung und der Aus-
grabungen des Märkischen Museums in Berlin

Dritte, erweiterte Auflage

[3. u. 4. Tausend]



Mit 71 Abbildungen und einer Zeittafel

Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) A.-G.
in Berlin 1921

~~1913~~
U
5

Alle Rechte vorbehalten.

UNIVERSITÄT POTSDAM
Universitätsbibliothek

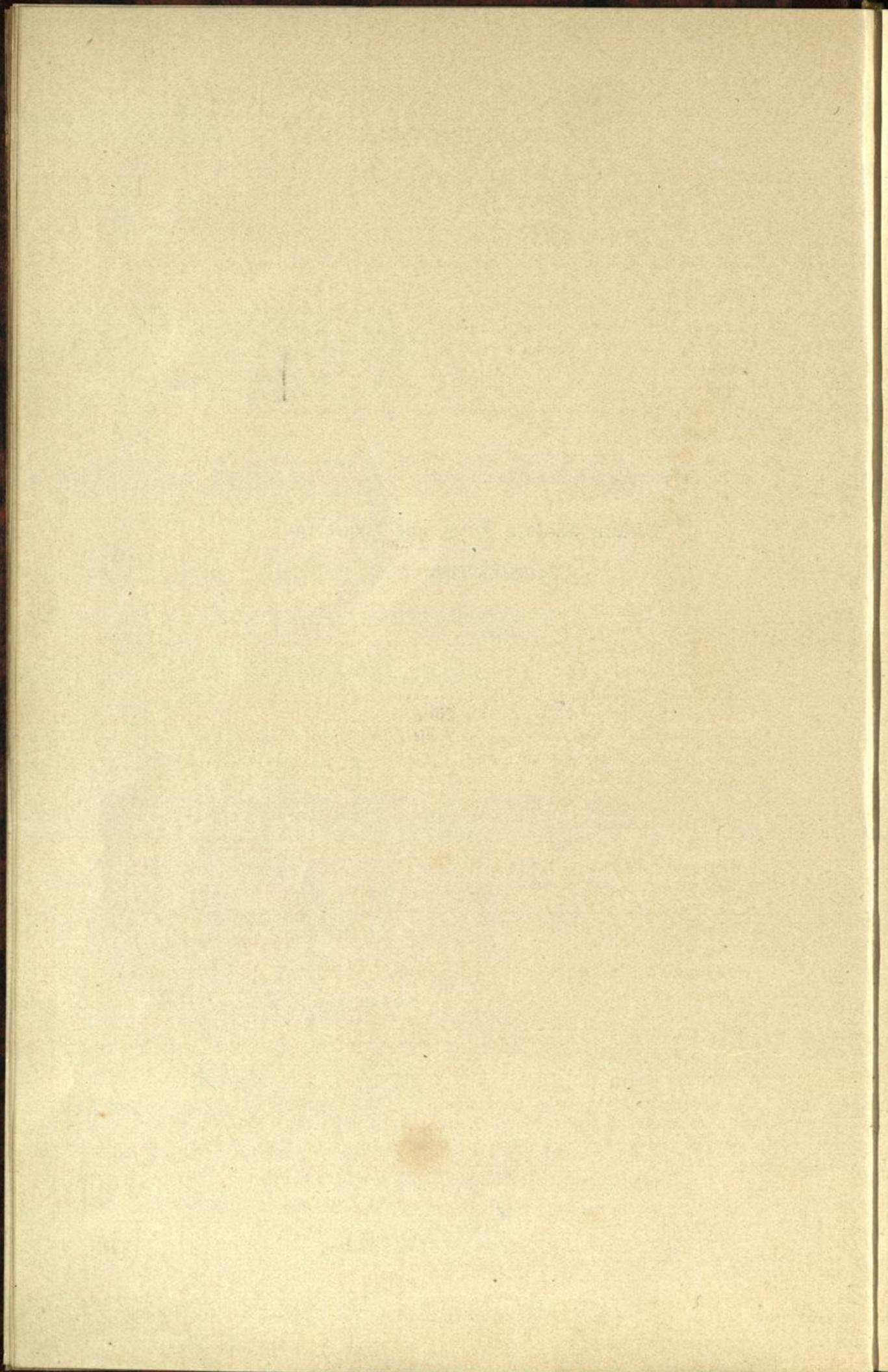
2203



19/01/93 = P007

Druck von J. J. Augustin in Glückstadt und Hamburg.

Meinen Kindern Heinz und Ingeborg
gewidmet



Inhaltsverzeichnis

Vorwort zur ersten bis dritten Auflage	8
Märkische Vorgeschichte und Geschichte	11
I. Die Steinzeit	
1. Das Alter des Menschengeschlechts	14
2. Die ältesten Spuren des Menschen in der Mark	15
3. Die Neacheiszeit	16
4. Die Wildgruben von Fernerwerder bei Rehn	17
5. Die Riesensteingräber (Megalithgräber)	19
6. Die Tongefäße der Riesengräberzeit	22
7. Beigaben aus den Riesensteingräbern	24
8. Die Kultur der Riesengräberzeit	25
9. Das Steinzeitdorf bei Trebus in der Nähe von Fürstenwalde	26
II. Die Bronzezeit	
1. Der Übergang von der Stein- zur Bronzezeit	29
2. Die Entwicklung der Bronzeärte und der Gewandnadeln	30
3. Schatz- und Gräberfunde	32
4. Das Königsgrab von Seddin	35
5. Die Bronzefunde von Biesenbrow und Blumental	38
6. Der Goldfund von Eberswalde	39
7. Die Kultur der Bronzezeit	41
a) Die Technik b) Die Kleidung c) Waffen d) Schmuck	41
8. Gräber und Religion der Bronzezeit	46
9. Das bronzeitliche Dorf Buch bei Berlin	47
III. Die vorrömische Eisenzeit	
1. Die Lausitzer Kultur	53
2. Der Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit	56
3. Der Goldfund von Bettersfelde im Kreise Guben	57
4. Die Kultur der letzten vorchristlichen Jahrhunderte	59
5. Das Gräberfeld von Behlesanz im Kreise Osthavelland	60
6. Das Gräberfeld von Breddin, Kreis Ostprignitz	62
IV. Die römische Kaiserzeit	
1. Das Auftreten der Römer am Rhein und an der Donau	66
2. Funde aus der römischen Kaiserzeit	68
3. Der Handelsweg während der römischen Kaiserzeit	71
4. Germanische Dörfer	72
5. Das Reitergrab von Neukölln	73
V. Die Wendenzeit	
1. Das Einrücken der Slaven und ihre Kultur	77
2. Gräber und Tongefäße	78
3. Die Burgwälle	79
4. Der Handel	83
5. Die Hacksilberfunde	84
6. Wendische Dörfer	85
7. Der Silberfund von Holm bei Driesen	87
8. Die ersten geschichtlichen Nachrichten	87
Schlusswort	89
Zeittafel	91

Vorwort zur ersten Auflage.

Die vorliegende Schrift ist entstanden in Erfüllung oft geäußerter Wünsche. Im 3. Bande der in demselben Verlage erschienenen „Landeskunde der Provinz Brandenburg“ habe ich eine Darstellung der „Vorgeschichte der Mark Brandenburg“ veröffentlicht. Da jene Arbeit zugleich die Aufgabe hatte, wichtigere Literaturnachweisungen zu bringen und zu wissenschaftlichen Streitfragen Stellung zu nehmen, mußte sie — bis zu einem gewissen Grade wenigstens — mit wissenschaftlichem Rüstzeug belastet werden. So eignet sie sich nicht für die Hand des Schülers oder eines Lesers, der sich als Neuling mit der heimischen Altertumskunde befreunden möchte.

Wer die „Vorgeschichte“ und die „Bilder aus der märkischen Vorzeit“ miteinander vergleicht, dem wird es nicht entgehen, daß unsere Kenntnis im Laufe weniger Jahre wesentlich bereichert worden ist durch Entdeckung hervorragender Fundstellen. Das Steinzeitdorf bei Trebus, der Goldfund von Eberswalde, germanische und wendische Siedelungen, das Reitergrab von Neukölln ergänzen in erfreulicher Weise unser Wissen.

Die „Vorgeschichte der Mark Brandenburg“ wurde 1912 geschrieben. Damals wagte niemand zu hoffen, daß die heimische Altertumskunde in absehbarer Zeit in den Lehrplan der Schulen aufgenommen werden könnte. Dennoch ist das heute bereits geschehen. Der Grundlehrplan der Groß-Berliner Gemeindeschulen fordert die Behandlung „vorgeschichtlicher Funde“ im Rahmen des heimatkundlichen Unterrichts der Oberklassen. Andere Schulen müssen folgen.

So werden in Zukunft deutsche Jünglinge und deutsche Mädchen an den Altertümern der eigenen Vorzeit nicht mehr verständnislos vorübergehen, und zur allgemeinen Bildung aller Kreise wird es gehören zu wissen, was man sich bei Begriffen wie Stein- und Bronzezeit, Steinbeil, Hügelgrab und Burgwall zu denken hat.

Der heranwachsenden reiferen Jugend ist dies Buch in erster Linie gewidmet. Bei der bisherigen völligen Nichtbeachtung heimischer Altertümer im Unterrichte sämtlicher Lehranstalten werden aber auch die längst der Schule Entwichsenen, werden auch die Väter und Mütter des jungen Geschlechts noch recht viel des Neuen und Interessanten zu lernen haben. —

Der Weltkrieg mit seinen unermesslichen Opfern für den heiligen Boden des Vaterlandes und der engeren Heimat ist uns eine ernste Mahnung, alles, was heimisch ist, mit besonderer Liebe und Sorgfalt zu pflegen und zu fördern, auch die Altertümer der eigenen Vorzeit.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!“

Berlin, 8. März 1916.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Schneller als Verfasser und Verleger zu hoffen wagten, ist die erste Auflage dieses Büchleins vergriffen. Es darf auch als ein günstiges Zeichen der Kraftäußerung unseres Volkes betrachtet werden, wenn bei einem Werke, das den Märker aus schwerer, aber großer Gegenwart in die grauen Tage der Vorzeit führt, im Laufe von kaum sechs Monaten eine Neuauflage nötig wird. Dieser ungeahnte Erfolg kommt so überraschend und stellt so dringende Forderungen, daß die zweite Auflage unverändert erscheinen muß — und erscheinen darf.

Die so überaus freundliche Aufnahme erklärt sich ganz gewiß auch aus der warmen und anerkennenden Weise, in der das Schriftchen in zahlreichen Zeitschriften und Tageszeitungen besprochen wurde. Es ist aber zugleich ein neuer Beweis dafür, wie tief der Sinn für die eigene Vorzeit schon gedrungen und wie aufnahmefähig der Boden war, in den dieses Samenkörnchen gesenkt worden ist.

Es keime weiter, und es sprieße als herrliche Saat Heimatliebe und Vaterlandsliebe.

Deutschlands Lehrern und Führern der Jugend, die in rastloser Tätigkeit mitarbeiten an der Ausstreuung des Samens, sei durch Freude an der Arbeit schönster Lohn beschieden. Und wenn unsere Jungen und Mädchen auf jugendfrischer Fahrt oder in geweihten Räumen der Wissenschaft, in Museen und Schulen diesem Büchlein hier und da eine Anregung verdanken, die Augen weiter öffnen und den Zauber der Vergangenheit inniger auf sich wirken lassen, — dann hat das Schriftchen seine Schuldigkeit getan. —

So trete es denn in vertrautem, bewährtem Gewande seinen neuen Weg an, erwerbe sich und der Wissenschaft, der es dienen will, neue Freunde, der Heimat warme Bewunderer und — Pfleger, dem Vaterlande aber willensstarke Männer und Frauen. Letzten Endes liegen in den Anfängen unserer Kultur doch auch

„die starken Wurzeln unserer Kraft.“

Berlin, Weihnacht 1916.

Vorwort zur dritten Auflage.

Unser Vaterland liegt darnieder. Wenn Yggdrasil, nach dem Glauben unserer Urväter das Weltall tragend, zusammenbricht, geht nicht nur unser deutsches Volkstum zu Grunde. Was alles mit in diesen Sturz hineingerissen würde, kann heute kein Sterblicher ermessen. Jeder Deutsche, also auch jeder Märker, hat die Pflicht, alle Kraft zusammenzuraffen, um unser teures

Land und Volk emporzureißen aus Entmutigung, Gedankenlosigkeit und innerer Zerrissenheit zu freudiger Arbeit für eine hoffnungsreiche Zukunft.

Möge das Büchlein, dessen Freunde nun schon nach Tausenden zählen, ein kleiner Baustein werden zu unseres Volkes neuer Größe. Einige Besprechungen haben darauf hingewiesen, daß die eigenen Ausgrabungsergebnisse des Verfassers einen erheblichen Raum einnehmen, wobei aber die Bedeutung dieser Arbeiten für die märkische und deutsche Vorgeschichte ausdrücklich anerkannt wurde. Ich halte die besprochene Eigenheit für einen Vorzug des Buches. Die Untersuchungen des Steinzeitdorfes bei Trebus, der bronzezeitlichen Siedlung bei Buch, der germanischen Dörfer von Großbeeren, Lagardesmühlen und Paulinenaue und des Reitergrabes von Neufölln haben unsere Kenntnis der märkischen Vorzeit in hohem Maße bereichert und können nicht mehr übergangen werden. Das Gräberfeld von Breddin habe ich der neuen Auflage sogar noch eingefügt. Ich stehe auf dem Standpunkte, daß Wissensdurstige gerade belehrt werden sollen von denen, die selber an den Quellen geschöpft und neue Quellen erschlossen haben, aber nicht von solchen, die aus zwei oder drei Büchern ein neues zusammenschweißen.

Durch unmittelbare Berührung der Wissenschaft mit Lehrenden und Lernenden muß unserer deutschen Schule der Zukunft neuer Geist und neues Leben eingehaucht werden.

Erkner-Hohenbinde, im Mai 1921.

Märkische Vorgeschichte und Geschichte.

Unsere Heimat, die Mark Brandenburg, tritt erst spät in das Licht der Geschichte. Noch nicht volle acht Jahrhunderte trennen uns vom Zeitalter Albrechts des Bären. Aber selbst die Erzählungen und Schilderungen aus der märkischen Frühzeit geben uns noch nicht immer „Geschichte“. Sage und Legende umranken mit üppig wucherndem Laubwerk die Ereignisse jener Tage. Sie schmücken aus, aber sie verhüllen auch, und es ist oft nicht leicht, die Wahrheit von der Dichtung zu unterscheiden.

Zwar stehen dem Geschichtsforscher eine ganze Reihe von Urkunden zur Verfügung, die, mit Tag und Jahr ihrer Entstehung und der Unterschrift glaubwürdiger Zeugen versehen, unumstößliche Gewißheit geben über Einzelthaten, welche für die Geschichte unserer Mark zuweilen von entscheidender Bedeutung waren.

Viele dieser Schriftdenkmäler gingen leider zu Grunde, und so sind denn unsere besten Geschichtsquellen recht lückenhaft, auch aus der Zeit, da askanische Markgrafen die den Wenden wieder entrissene „Mark Brandenburg“ als deutsches Grenzgebiet im Osten mit deutschen Bauern und Bürgern besiedelten. Selbst die Gründungsurkunden der meisten Städte fehlen uns, sogar die der heutigen Reichshauptstadt Berlin. Von den im 12. und 13. Jahrhundert zahlreich entstandenen Dörfern ist uns auch nicht eine Gründungsurkunde erhalten geblieben, und manches Dorf ist wieder untergegangen, ohne ein einziges Schriftstück zu hinterlassen, das uns von seinen Schicksalen erzählen könnte. Zuweilen haftet der Name eines solchen durch Pest, Krieg oder Armut zu Grunde gerichteten Dorfes noch an der heutigen Feldflur, oder die frühere Wohnstätte lebt in der Erinnerung der Umwohnenden weiter als „verwunschene Stadt“, als „alte Stadtstelle“, oder als „wüste Feldmark“. An all diesen Plätzen findet man noch Überreste des alten Dorfes, zuweilen einige Grundmauern der Häuser wie im Blumental bei Strausberg, zuweilen gar die unteren Teile der Umfassungsmauern einer ehemaligen Dorfkirche wie der des Dorfes Wulkow im Fläming. Auch diese Reste sind Zeugen alter Zeit. Sie sind ebenso sichere und ebenso ehrwürdige Urkunden wie die vergilbten Blätter mit ihren Schriftzeichen und Siegeln.

Für Zeiten aber, die vor der Askanierherrschaft liegen und aus denen gar keine Berichte vorhanden sind, bleiben uns ausschließlich die im Boden der Heimat treu bewahrten Denkmäler übrig. Auch sie reden zu uns. Man muß ihre Sprache nur verstehen. Wo der Mensch irgend einmal gelebt,

gewohnt, gekämpft und gelitten hat, wo er gestorben und begraben ist, da ließ er Spuren seines Daseins zurück. Wir finden seine Gräber, seine Hütten, seine Waffen, seinen Schmuck. Was aus dem Besitze des Menschen seit Jahrhunderten und seit Jahrtausenden in die Erde geraten ist, das hat sich, wenn es aus dauerhaftem Material bestand, erhalten. Bronze und Ton sind unvergänglich; Knochen und Eisen bleiben unter günstigen Umständen vor gänzlicher Zerstörung bewahrt; selbst Holzgeräte und Kleidungsstücke sind uns nicht selten überliefert worden. Der vom Menschen der Vorzeit in die Erde gegrabene Pfosten, der die Wand und das Dach seines Hauses stützte, hat im Boden wenigstens Spuren hinterlassen, wenn er nicht sogar zu einem großen Teil erhalten blieb. Die Steine des Herdes, die Vorrats- und Abfallgruben mit zertrümmertem Gerät, mit Getreidekörnern und gerösteten Eicheln, die Knochenreste des Mahles, das im Fleisch der Haustiere, des Wildes oder der Fische bestand, sind oftmals gefunden worden. So können wir heute einen tiefen Blick hinein in das Leben der Vorzeit tun. Und diese Quelle der Erkenntnis sollten wir ungenutzt lassen? Die Denkmäler im Boden, die Urkunden in der Erde dürfen wir nicht gering achten. Und wer erst einmal heimisch geworden ist in dieser Welt heimatlicher Altertümer, für den gewinnen auch die häufig auf märkischem Boden anzutreffenden Burgwälle und Hümengräber neues Leben. Sie werden dem Wanderer auf märkischer Heide eine reine Quelle hohen Genusses. Wer die Denkmäler der fernsten Vergangenheit zu deuten versteht, dem rauschen die märkischen Eichen und die märkischen Kiefern auf Schritt und Tritt ein neues, erhabenes, nie geahntes Lied. Wie Siegfried dem Singen des Waldvögels, so lauscht er verständnisinnig dem Klange, der aus Urvätertagen zu uns herüber tönt. Die Denkmäler erzählen ihm vom Leben und von der Kultur längst vergangener Zeiten, und die Sprache ist klar und deutlich und unverfälscht. Das Bild, das sie malen, ist treu, treu und fast lückenlos; denn die Zahl der erhaltenen Altertümer ist überaus groß, und noch täglich schenkt uns der heimische Boden neue Zeugen der Vergangenheit, unscheinbare und wertvolle, Altertümer aus Knochen und Ton, aber auch aus Bronze und — Gold.

Die Altertümer der heimischen Vorzeit sind ein kostbares Gut, das unserem ganzen deutschen Volke gehört. Niemand hat das Recht, sie mutwillig zu zerstören oder den Boden zu durchwühlen, um die Funde für sich zu erlangen. In Preußen sind die Denkmäler der Vor- und Frühzeit unseres Volkes durch das Gesetz vom 26. März 1914 geschützt. Wer zufällig auf Altertümer stößt, ist verpflichtet, der Ortsbehörde den Fund zu melden. Auf Unterlassung dieser Meldung stehen schwere Strafen.

Besser aber als durch jede Strafandrohung werden unsere Altertümer ganz gewiß geschützt durch die in immer weitere Kreise dringende Einsicht, daß auch der unscheinbarste Zeuge unserer eigenen Vorzeit nicht verloren gehen

darf, wenigstens nicht, ohne der Wissenschaft neue Aufschlüsse gegeben zu haben.

Wer sich an diesen ehrwürdigen Denkmälern der Vergangenheit vergreift, versündigt sich an seinem Volkstum, am heiligen Erbe aus Urväterzeit. Wer aber die Altertümer schützt, wer sie erhält und der allgemeinen Kenntnis zugänglich macht, der erwirbt sich als Hüter geschichtlicher Erinnerungen seines Volkes große Verdienste und ist zugleich ein Förderer der Wissenschaft.

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.“

I. Die Steinzeit.

Bis 2000 vor Chr. Geb.

I. Das Alter des Menschengeschlechts.

Die Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts kann nicht beantwortet werden, wenn wir nur die vorgeschichtlichen Verhältnisse auf dem so engen Raume der Mark Brandenburg in Rechnung ziehen. Hier kommt die ganze Welt in Betracht, soweit ihr Boden durchforscht worden ist und weiter durchforscht werden wird. Die ältesten Spuren des Menschen haben sich in Westeuropa feststellen lassen. Frankreich, Spanien, Belgien, Südengland, aber auch das südwestliche und mittlere Deutschland sind reich an Funden aus der Urzeit des Menschengeschlechts. Diese Funde haben ergeben, daß der Mensch bereits Zeuge der Eiszeit, des Diluviums, gewesen ist. Eine genaue Berechnung der seit dem ersten Auftreten des Menschen verflossenen Zeit ist bisher jedoch ganz unmöglich.

Wohl gibt uns die Natur mit der Arbeitsleistung der fließenden Gewässer, mit der Mächtigkeit und Verwitterung abgelagerter Schichten, mit dem Vorrücken und dem Abschmelzen der heutigen Gletscher Mittel an die Hand, die Zeitdauer einzelner Perioden der Erdgeschichte schätzungsweise zu beurteilen.

Aber das alles bleibt doch nur ein Versuch, und die Fehlerquellen der Beobachtungsmethoden sind zu zahlreich und zu groß, als daß es möglich wäre, bestimmte Zahlen anzugeben. Mit einiger Sicherheit dürfen wir annehmen, daß seit dem Ende der Eiszeit etwa 10 000 Jahre verflossen sind.

Weit schwieriger ist es noch, die Dauer der ganzen Zeit zu bestimmen, während welcher der Mensch auf der Erde gelebt hat. Es kann sich da um einige hunderttausend Jahre, vielleicht sogar um Jahrmillionen handeln.

Die ältesten Werkzeuge des Menschen, die wir kennen, wurden aus Feuerstein gearbeitet und werden als *Eolithen*, als Steine der Morgenröthe menschlicher Kultur bezeichnet. Auf der frühesten Stufe der Entwicklung hat der Mensch wohl den ersten besten Stein aufgehoben, um damit zu schlagen, um sich zu verteidigen oder Früchte zu öffnen. Höher stand er schon, wenn er Steine von besonderer Form auswählte, weil sie ihm zu bestimmten Verrichtungen geeignet erschienen. Noch weiter war er gekommen, als er selber dem Steine eine handlichere Form gab und unbequeme Kanten, Ecken oder Vorsprünge abschlug, um besser zugreifen zu können. In dieser Kunst der

Formengebung hat er sich weiter vervollkommnet, bis er es verstand, den Stein nicht nur grob zuzuschlagen, sondern ihn durch geschickte Schläge oder Stöße zu schärfen. Tragen die beiden ersten Gruppen der Geräte nur Abnutzungs-, so zeigen die beiden letzten auch schon Bearbeitungsspuren. Die Steinwerkzeuge, die an der ganzen Gebrauchskante entlang kleine Schlagmarken, Muschelung, aufweisen, sind schon mit hervorragendem Geschick und mit großer Überlegung gearbeitet. Sie wurden namentlich als Messer, Schaber und Bohrer verwendet und spielten auch beim Zerlegen erbeuteter Tiere und bei der Bearbeitung von Tierfellen eine große Rolle.

2. Die ältesten Spuren des Menschen in der Mark.

Die Klimaverschlechterung seit dem Ende der Tertiärzeit hatte zur Folge, daß die Gletscher Skandinaviens immer weiter nach Süden vorrückten und das ganze nördliche Europa, auch unsere Mark Brandenburg, mit Eis bedeckten. Ebenso dehnten sich die Alpengletscher weiter aus, so daß in Mitteldeutschland nur ein schmaler Landstreifen vom Eise frei blieb.

Die Eiszeit war nicht eine ununterbrochene Periode mit stets gleichem Klima; vielmehr schwankte die Temperatur ganz erheblich. Bei jedesmaligem Steigen der Wärme zog sich das Gletschereis nach Norden und Süden zurück. Nach jedem Rückzuge der Eismassen nahm die Pflanzenwelt von dem ehemaligen Gletscherboden nach und nach wieder Besitz, und mit ihr wanderten auch die Tiere nordwärts, um beim nächsten Vorstoß des Eises wieder vertrieben oder vernichtet zu werden. Während der verschiedenen Eiszeiten drang das Eis nicht immer gleich weit vor. Die letzte Eiszeit war die schwächste. Nur der kleinere Teil Norddeutschlands wurde damals vom Eise bedeckt.

In der Mark konnte der diluviale Mensch nur während der Zwischeneiszeiten, der Interglazialzeiten, gelebt haben.

Während dieser Zwischeneiszeit hausten in der Mark die großen „vorweltlichen“ Säugetiere, die wir als Zeugen der Eiszeit ja aus fast ganz Europa kennen. Eine hervorragende Stellung nimmt unter ihnen das Mammut ein, von dem z. B. in den Kiesgruben bei Neukölln zahlreiche Reste gefunden worden sind. Neben dem Mammut kamen in der Mark auch das Nashorn, das Wildpferd, Ur, Wisent, Elch, Riesenhirsch und Renntier, der Wolf und der Höhlenbär, ja sogar der Höhlenlöwe vor.

Ist nun der Mensch auch in der Mark Zeitgenosse dieser Diluvialtierwelt gewesen? Hat er auch hier das Mammut und den Höhlenbären gejagt?

Skelettreste des Diluvialmenschen besitzen wir aus märkischem Boden noch nicht. Roh zugeschlagene Feuersteine und angeschnittene Geweih- oder Knochenstücke des Renntiers und des Rothirshes, des Mammuts und anderer großer Säugetiere lassen allerdings vermuten, daß der Mensch während der Zwischen-

eiszeiten in der Mark gelebt hat. Am sichersten scheint eine aus dem Gestein des Rothirsches hergestellte Hacke für den märkischen Eiszeitmenschen zu zeugen. Diese durchlochte Hacke erweckt geradezu den Eindruck einer Versteinering und zugleich den eines im Schmelzwasser des Gletschereises glatt abgerollten Geschiebes. Sie ist bei Prenzlau in einer Kiesgrube gefunden worden. Kies, Sand und der fruchtbare Lehm und Mergel sind als Reste zertrümmerten Gesteins vom Gletschereise ebenso mitgeführt worden wie die zahllosen kleinen Feld- und Feuersteine auf unseren Äckern und wie die mächtigen erratischen Blöcke, unter denen die Markgrafensteine in den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde die größten sind.

3. Die Nacheiszeit.

Durch den Rückzug der Gletscher seit dem Ende der letzten Vereisung des norddeutschen Flachlandes wurde auch die Mark nach und nach eisfrei. Langsam zogen die Gletschermassen über die Ostsee hinweg weiter und weiter nach Norden und wurden auf einen verhältnismäßig geringen Raum beschränkt. Der unmittelbar am Rande des zurückweichenden Eises liegende Landgürtel war und blieb zunächst noch wüst, und die vom Eise her wehenden kalten und trockenen Ostwinde ließen kein Leben aufkommen. Je mehr das Eis abschmolz, um so weiter rückten von Süden her die anspruchslosen dürftigen Steppenpflanzen vor und mit ihnen die Steppentiere. An den breiten Steppengürtel schloß sich der Wald und in seinem Gefolge die ganze bei uns jetzt heimische Pflanzen- und Tierwelt. Schritt für Schritt drang auch der Mensch nach Norden vor, um das vom Eise befreite Gebiet zu besiedeln. Die Mark Brandenburg zeigt während der frühen Nacheiszeit ungefähr dasselbe Bild wie die Umgebung der Ostsee, und die Betrachtung der heimischen Kultur ist von der Betrachtung Ost- und Westpreußens, Pommerns, Mecklenburgs, Schleswig-Holsteins, ja auch Dänemarks und Schwedens nicht gut zu trennen.

Die ältesten Spuren des Menschen aus der Nacheiszeit dürften wohl noch hinaufreichen in die Eismeerperiode der Ostsee, das heißt in diejenige Periode, als die Ostsee zeitweise ein Arm des nördlichen Eismeeres war und sowohl über Südschweden als auch Nordrußland hinweg mit dem Weltmeere in Verbindung stand. Nach einer in der damals stark salzhaltigen Ostsee häufig vorkommenden Muschel bezeichnet man diese Periode auch als Voldiazeit. Damals lebte in unseren Gegenden das sich immer nur in der Nähe des Eises aufhaltende Renttier, und nach ihm wird die erste Epoche der Nacheiszeit auch Renttierzeit genannt.

Über die Bewohner der Mark und ihre Kultur während der Renttierzeit wissen wir wenig.

Es ist nicht unmöglich, daß eine Reihe der kleinen, zierlichen Feuersteingeräte,

wie wir sie nicht selten in großer Menge auf sogenannten Feuersteinschlagstätten finden, schon der frühen Nacheiszeit angehört; sicher ist aber, daß z. B. die so überaus reichhaltigen Schlagstätten von Schmöckwitz im Kreise Teltow und von Cladow im Kreise Osthavelland auch noch in späterer Zeit benutzt wurden. Auf diesen Feuersteinschlagstätten findet man unter zahllosen Feuersteinspänen, die beim Ab Sprengen vom Kernstein als Abfall auf der Arbeitsstelle liegen geblieben sind, neben vielen Kernsteinen kleine Feuersteingeräte verschiedenster Form und Art, meist so klein, daß sie nur in einer Holzfassung zu gebrauchen sind. Zu ihnen gehören haarscharfe Messer, feinspizige Bohrer, winzige Pfeilspitzen und Schaber zum Bearbeiten der Tierhäute und zum Glätten der Holzgeräte. Ein sicher aus der Renntierzeit stammendes Gerät ist die mit sorgfältig zugeschnittener Schärfe versehene Keule aus Renntiergeweih, die bei Wusterwitz in der Nähe von Brandenburg gefunden wurde.

Landhebungen im Nordosten und im Westen verwandelten die Ostsee in einen Süßwasserbinnensee. Jütland stand durch eine Landbrücke mit Skandinavien in Verbindung. Nach einer damals in der Ostsee massenhaft vorkommenden Schnecke bezeichnet man diese Periode als Ancyluszeit. Das Eis hatte sich bereits weit nach Norden hin zurückgezogen. Das Klima wurde milder und milder. Der Wald drang bis an die Küste vor. Während der Frühzeit herrschten in seinem Gebiete neben der Kiefer noch Birke und Espe vor, die dann mehr und mehr zurückgedrängt wurden. Das Renntier war aus Norddeutschland verschwunden. Die Jagdtiere dieser Ancyluszeit sind der Urstier, der Hirsch, das Reh und das Wildschwein, vor allem aber der Elch. Nach ihm bezeichnet man die Ancylusperiode auch als Elchzeit.

4. Die Wildgruben von Fernewerder bei Kegin.

In der Nähe eines Fließes, das sein Wasser in die Havel ergießt, fand man bei Kegin im Kreise Westhavelland 24 Wildgruben, die in drei bogenförmigen Reihen so angeordnet waren, daß die Gruben der hinteren Reihe immer hinter den Lücken der vorderen lagen. Die Gruben, bis zu drei Metern Tiefe durch den Torf noch in den darunter liegenden Ton eingeschnitten, hatten einen Durchmesser von zwei Metern. Sie waren beim Auffinden mit Torf gefüllt und von einer jüngeren Humusschicht bedeckt. Am Boden der Gruben lagen kleinere und größere Steine, unter ihnen auch ein Schlagstein mit deutlichen Benutzungsspuren. Wenn das Wild die mit Reifig bedeckten Gruben überschreiten wollte, stürzte es in eine der gegrabenen Fallen und wurde dann mit Steinwürfen betäubt und getötet. Außer den Steinen fanden sich in den Gruben noch spindelförmige Speerspitzen und Harpunen aus Elchgeweih vor. Die Harpunen sind flach und haben an einer

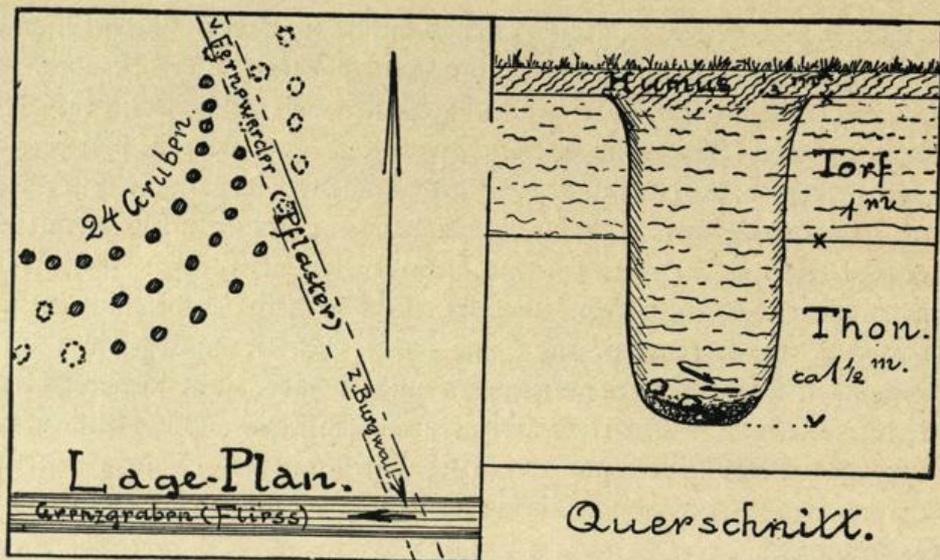


Abb. 1.

Abb. 2.

Abb. 1—6 aus Ed. Krause: Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1902.
Funde im Museum für Völkerkunde Berlin.

Seite einen oder zwei Widerhaken. Ein kleines Kunstwerk in seiner Art ist das an einem Ende durchbohrte Gerät, das man wohl als Fischschuppenmesser oder als Löser beim Abhäuten der Tiere betrachten muß. Es ist mit



Abb. 3.



Abb. 4. Harpunen.

vier Reihen eingetiefter Verzierungen geschmückt. In der Nähe der Wildgruben wurde auch ein Angelhaken aus Elchgeweih gefunden, der noch keinen Widerhaken hat.

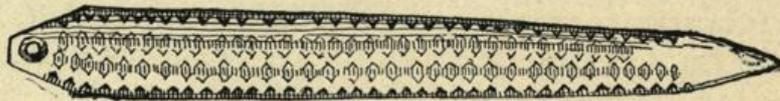


Abb. 5. Fischschuppenmesser.

Die Gruben von Fernewerder geben uns ein einigermaßen klares Bild von der Kultur der Jäger, die sie angelegt haben. Der Mensch saß schon in festen Siedelungen und lebte von den Erträgen der Jagd und des Fischfangs. Er schweifte schon damals nicht dauernd unstet umher. Die mühsame Anlage dieser Wildgruben war nur denkbar und hatte nur Sinn, wenn der Mensch sich wenigstens längere Zeit hindurch an demselben Orte aufhielt. —

Als Waffen gebrauchte man seit der Anchyloszeit außer den Speerspitzen aus Elchgeweih auch scharfspitzige Dolche aus der Elle des Urstiers oder anderer großer Säugetiere und verschiedene Formen von Arten und Hämmern.

Für die Art wurde zumeist das Geweih des Edelhirsches verwendet.



Die Hirschgeweihhärte sind häufig durchbohrt. Das Schaftloch liegt bei einigen unmittelbar unter der Rose, bei anderen an einer Seitensprosse. Viele schräg durchbohrte Hirschgeweihhärte sind an der ebenfalls schrägen Schneide stark abgenutzt. Sie konnten nur als Hacken Verwendung finden.

In diesen Werkzeugen hätten wir also schon aus frühester Zeit Zeugen eines recht einfachen Ackerbaues, des Hackbaues, zu sehen. Zu den Gebrauchsgegenständen aller Knochenkulturen, also auch der eben besprochenen, gehören außerdem Knochennadeln und Knochenpfrieme zum Durchbohren und Zusammennähen der Kleidungsstücke aus Tierhäuten.

Abb. 6.
Angel-
haken.

Infolge erheblicher Senkungen im Küstengebiet der Ostsee kam das Binnen- gewässer wieder in Verbindung mit dem Meere. Die Landbrücke zwischen Jütland und Schweden wurde durchbrochen, und es entstand das nach einer damals häufig auftretenden Schnecke benannte Litorinameer. Der Kultur der Litorinazeit gehören die älteren dänischen Muschelhaufen an. So reich aber die Funde namentlich an der dänischen Küste sind, in der Provinz Brandenburg fehlt die Litorinakultur fast ganz. Als gleichzeitige oder wenig spätere Zeugen haben wir unsere ältesten walzenförmigen Steinbeile anzusehen.

5. Die Riesensteingräber (Megalithgräber).

Der Blüteperiode der jüngeren Steinzeit sind die großen, aus mächtigen Findlingsblöcken erbauten Steingräber eigentümlich. Wohl kaum ist je ein Mensch an diesen ehrwürdigen Zeugen der Vorzeit gedankenlos vorübergegangen. In überraschend großer Zahl haben sie etwa fünf Jahrtausende überdauert. Unverstand und Pietätlosigkeit haben an den Denkmälern viel gesündigt, und namentlich im abgelaufenen Jahrhundert wurden die Steine der zerstörten Gräber vielfach zu Straßenbauten verwendet. In Kirchen, Schulen und Bauernhäuser hat man das kostbare Material mit hineingebaut, bis endlich der Willkür Halt geboten wurde und die Regierung die großen Steingräber unter ihren Schutz stellte. In der Mark finden sie sich fast ausschließlich im Norden, namentlich in der Uckermark. Die an Megalithgräbern reichsten Gebiete Deutschlands sind Mecklenburg, Schleswig-Holstein, die Altmark, Hannover und vor allem Oldenburg; auch Dänemark und Schweden haben um diese Zeit ungefähr dieselbe Kultur.

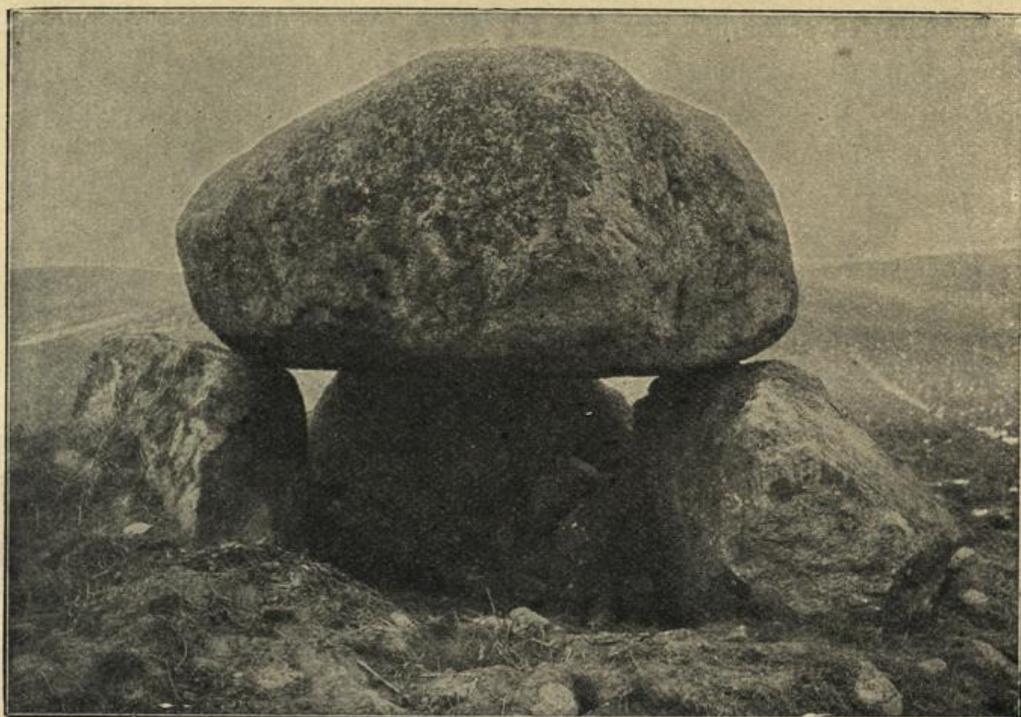


Abb. 7. Dolmen von Neuenfeld, Kreis Prenzlau.
Aus: Schumann, Steinzeitgräber.

Unter den großen Steinzeitgräbern lassen sich verschiedene Formen unterscheiden. Als die ältesten haben sich die Dolmen erwiesen.

Auf drei, vier oder mehr Wandsteinen ruht ein mächtiger Deckstein, der sicher zugleich als Opferstein betrachtet werden darf. Dolmen stehen meist frei und weithin sichtbar auf Anhöhen. Sie waren früher wohl mehr mit Erde bedeckt, als sie es heute sind. — Nach und nach änderte sich die Form dieser Gräber. Die Kammer wurde größer und diente dann stets als Massenbegräbnisstätte. Sie ist nun mindestens von zwei sehr großen Steinen bedeckt. Um für die zuletzt Verstorbenen Platz zu schaffen, wurden die Knochenreste früherer Leichname in einen Winkel zusammengeworfen. Die Steinkammer liegt innerhalb eines großen Rechtecks von gewaltigen Steinblöcken, deren größte als „Wächter“ an den Ecken stehen. Solche Riesensteingräber bezeichnet man als „Hünenbetten“. Eines der schönsten ist das von Mellen in der Prignitz. Die Kammern der Hünenbetten sind zwar tief eingegraben; ihre Decksteine ragen aber über den Boden empor. Im Gegensatz zu ihnen sind die jüngsten Steinzeitgräber, größere Steinplattenkammern und kleinere Steinkisten, vollkommen unterirdisch angelegt worden.

Während der jüngeren Steinzeit wurden die Leichen auch in unserer Mark in der Regel nicht verbrannt, sondern bestattet. Der Glaube an ein Leben nach dem Tode muß bereits ganz allgemein verbreitet gewesen sein; im anderen



Abb. 8. Hünenbett von Melln.

Falle hätte es keinen Sinn gehabt, den Toten so würdige Wohnungen zu bauen und ihnen allerlei Beigaben ins Grab zu legen. Augenscheinlich machte der fromme Glaube die Unsterblichkeit der Seele von der möglichst sorgsamsten Erhaltung des Körpers abhängig, wenn auch die Furcht vor etwaiger Wiederkehr der Verstorbenen ebenfalls Ursache gewesen sein mag, über den Begrabenen so gewaltige Steine aufzurichten.

Die Skelette liegen in Steinzeitgräbern fast immer in Hockerstellung. Die Hockerbestattung war während der Steinzeit weit verbreitet. Auch in Ägypten und Südeuropa wurde sie geübt. Die Lage der Skelette dürfte dadurch zu erklären sein, daß man den Leichnam mit angezogenen Oberschenkeln in Tierhäute nähte oder mit Binden umwand und so beisezte. Vielleicht war auch hier Gespensterfurcht mit im Spiele. Gar nicht selten finden sich in Steinzeitgräbern Schädel mit einem Loch, dessen verwachsene Ränder beweisen, daß dem hier Begrabenen zu Lebzeiten ein Stück des Schädel-

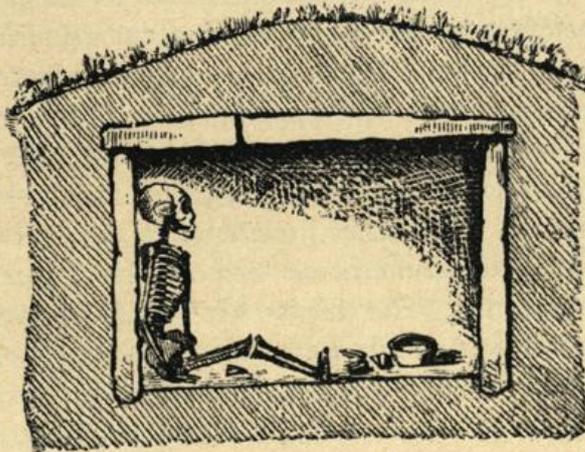


Abb. 9. Steinkiste mit sitzendem Hocker.
Suckow, Kreis Prenzlau.
Aus: Schumann, Steinzeitgräber.

daches — mit Feuersteinmessern — herausgenommen war, und daß er diese Operation glücklich überstanden hatte.

Brandspuren in unmittelbarster Nähe der Gräber oder in den Gräbern selbst deuten auf Opfer, also auch auf Toten- und Ahnenverehrung hin. Vielleicht erinnern an diesen Brauch auch die häufig gefundenen Schalen- und Napfchensteine.

Neben den großen Steingräbern kommen während der jüngeren Steinzeit auch Flachgräber mit und ohne Steinschuh vor. Vereinzelt tritt sogar, namentlich in der Uckermark, schon der Leichenbrand auf.

6. Die Tongefäße der Riesengräberzeit.

Die Tongefäße sind für die Beurteilung der Kultur eines Landes in einem bestimmten Zeitalter von größter Wichtigkeit. Da sie, gut erhalten oder zerbrochen, stets in großer Zahl auftreten, geben sie uns Gelegenheit zu vielfachen Beobachtungen. Aus einem Funde lassen sich nie sichere Schlüsse ziehen, aus vielen Funden schon mit großer Wahrscheinlichkeit und je größer die Zahl der beobachteten Fundumstände ist, um so mehr verdichtet sich die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit. Die Tongefäße haben aber noch eine andere Bedeutung. Bei Altertümern aus Stein oder Metall müssen wir, wenn nicht andere Gründe dagegen sprechen, damit rechnen, daß sie durch den Handel aus fernen Ländern herübergebracht sein können. Die leicht zerbrechlichen Tongefäße sind beinahe immer einheimisch. Sie sind aber auch, ebenfalls wegen ihrer Zerbrechlichkeit nur kurze Zeit im Gebrauch gewesen. Einheimische Fabrikate, die in großer Menge vorkommen und kurze Zeit Verwendung finden konnten, sind aber der beste Gradmesser für die Kultur eines Landes in eng begrenzter Zeit.

Die Steinzeitgefäße der Mark sind meist aus gut geschlemmtem Ton gefertigt, der aber, namentlich bei Kochtöpfen, mit Quarzstückchen untermischt ist. Die Gefäße wurden ohne jede mechanische Vorrichtung in freier Hand geformt. Die Oberfläche ist nicht selten schön geglättet. Verzierungen drückte man in den frischen Ton ein. Hierauf ließ man das Gefäß trocknen und setzte es einem nicht allzu starken Feuer aus. In einzelnen Fällen wurden die tief eingerissenen Verzierungen mit weißer Masse ausgelegt, so daß sie recht deutlich hervortraten. Die Wände der Gefäße sind verhältnismäßig dünn, selten dick, was auf gute Fertigkeit im Töpferhandwerk schließen läßt. Neben großen, urnenförmigen Schalen mit weiter, trichterartiger Öffnung kommen hohe Töpfe vor; beide sind häufig anstatt der Henkel mit Schnurösen versehen.

Eine recht eigenartige Gruppe der Steinzeitgefäße sind die Kugelamphoren. Die ältesten haben noch einen scharf abgesetzten Hals; die jüngeren

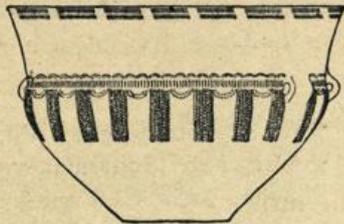


Abb. 10. Trichterrandschale
von Sakforn,
Kreis Osthavelland.
 $\frac{1}{6}$.

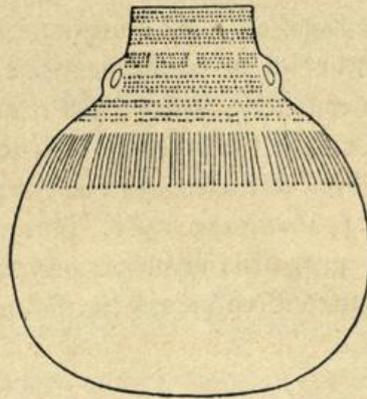


Abb. 11. Kugelamphore von
Mühlitz, Kreis Westhavelland.
Mit Kreuzstich verziert. $\frac{1}{6}$.

zeigen weichere Formen, und die jüngsten sind schon beinahe birnen- oder eiförmig. Die Kugelamphoren sind Vertreter eines fest umgrenzten Kulturkreises.

Eine zweite, ebenfalls scharf umrissene Gruppe von Gefäßen ist die des Bernburger Typus, der seinen Namen nach der Gegend trägt, in der er am reinsten und häufigsten auftritt. Die Gefäße des Bernburger Typus zeichnen sich häufig durch einen breiten, nahe dem Boden angefügten Henkel aus. Naturgemäß werden sie am zahlreichsten im Westen und Südwesten der Mark gefunden.

Als dritte Gruppe heben sich die Zapfenbecher deutlich heraus. Diese Becher haben oft leistenförmige oder zapfenartige Vorsprünge. Sie sind zum Teil unverziert; nicht selten aber tragen sie Schnurornamente. Am zahlreichsten treten sie im Gebiete der unteren Oder auf.

Die Verzierungen sind auf Steinzeitgefäßen immer tief und scharf eingedrückt oder eingeschnitten. Zur Herstellung der Verzierung dienten Stäbchen aus Holz oder Knochen, Halme, Vogelfedern und Feuersteinspäne. Die einfachsten Mittel der Verzierung sind der Punktstich, die Schnittverzierung, der Ringelstich, der mit einer Federspule oder mit einem hohlen Knochen hergestellt wurde, und der Furchenstich. Bei letzterem zog man nach schräg gerichtetem Einstich das Werkzeug im Ton zurück. Zwischen dem ersten und dem zweiten Einstich entsteht auf diese Weise ein flacher Kanal. Besonders zugerichtete stempelartige Werkzeuge haben den Bogen-, den Winkel- und den Kreuzstich hervorgebracht. Bei Herstellung der Schnurverzierung wurde eine rechts gedrehte Schnur um das Gefäß gelegt und dann in den weichen Ton eingedrückt.

Aus den eben aufgezählten Einzelheiten setzten sich beinahe alle Muster der Steinzeitkeramik zusammen. Wagerechte, senkrechte oder schräge Strich- und Liniengruppen, Kreise und Punkte, zu Gruppen vereinigt, der Punkt

oder der Kreis am Ende der Linie, der Winkelstich, mehrfach zu schuppenartigen Dreiecken zusammengestellt, Zickzackbänder und schraffierte Dreiecke findet man auf den Tongefäßen der Steinzeit in jeder möglichen Stellung und Lage. Die Anordnung der Muster auf den Wänden der Tongefäße verrät gutes Verständnis für Raumbfüllung.

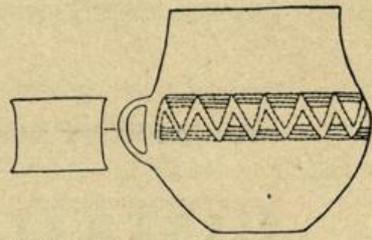


Abb. 12. Steinzeitgefäß mit breitem Henkel und Furchenstichverzierung. Müglist, Kreis Westhavelland. $\frac{1}{6}$.

7. Beigaben aus den Riesensteingräbern.

Zu den prächtigsten Beigaben, die namentlich in jüngeren Riesensteingräbern gefunden werden, gehören Lanzenspitzen, Dolche und Pfeilspitzen aus Feuerstein. Sie sind fast nie geschliffen worden. Durch geschickte Schläge hat man dem Feuerstein eine so feine Muschelung gegeben, daß nicht nur der praktische Zweck erreicht ist. Die gefällige Form und die so überaus sorgfältige Arbeit lassen diese Waffen zugleich als kleine Kunstwerke erscheinen. Spitze und Schneide sind dabei haarscharf.

Dünnackige Beile kommen in den ältesten Riesensteingräbern, den Dolmen, dicknackige erst seit der Zeit der Hünenbetten vor. Neben diesen meist aus Feuerstein gefertigten Beilen und den ebenfalls aus Feuerstein hergestellten dünn- und dicknackigen Meißeln gibt es eine große Menge von Hämmern, die aus weicherem Gestein gearbeitet sind, unter ihnen schwere Arthämmer mit Absatzfäßen oder Killen zum Befestigen des Schaftes. Der Kultur der Schnurkeramik sind schöne fazettierte Beile eigen, die man zuweilen durchbohrte. Mehr im südlichen Teile der Mark finden sich nicht selten hobelartige Steinkeile, die ebenso wie flache Hacken Begleiterscheinungen der „Donaukultur“ oder „Bandkeramik“ sind und wohl als Handelsware in die Mark gebracht wurden.

Fast auf allen steinzeitlichen Fundplätzen treten Feuersteinmesser mit scharfer Schneide in jeder Größe auf. Sie sind mit einem Schläge von dem ebenfalls oft gefundenen Kernstein abgesplittert worden. Messer und Sägen bedurften unbedingt der Holz- oder Hornfassung. Keulenköpfe werden bei Naturvölkern ja noch heute verwendet. — Der Sinn des Menschen für Schmuck ist sehr alt, vielleicht so alt wie der Mensch selbst. Bei Grünow im Kreise Prenzlau fand man ein Skelett, um dessen Arme je ein schwerer Ring gelegt war. Muscheln wurden durchlocht und als Schmuck getragen. Am beliebtesten war der Bernstein. Das Märkische Museum besitzt eine im Torfmoor gefundene Bernsteinperle, die in der Mitte durchbohrt ist und an einem Bande um den Hals getragen wurde. Der Streifen, den das Band verdeckte, ist noch heute heller als die übrigen Teile des Stückes. Häufig fand man durch-

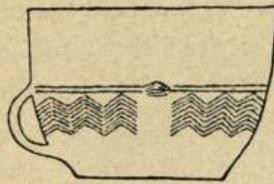


Abb. 13.

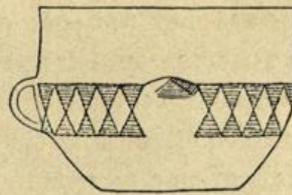


Abb. 14.

Einheitliche Tassen mit Furchenstichverzierung.

Müglitz, Kreis Westhavelland. $\frac{1}{6}$.

Abb. 10—14 nach Brunner: Strinzeil. Keramik der Mark Brandenburg.

bohrte Tierzähne, die, auf einer Schnur zu Ketten aneinandergereiht, ebenfalls als Halschmuck dienten und gewiß oftmals zugleich Siegeszeichen aus Kämpfen mit wilden Tieren gewesen sind.

8. Die Kultur der Riesengräberzeit.

Während der Riesengräberzeit trieben die Bewohner der Mark bereits Ackerbau und Viehzucht. Neben dem Hunde züchteten sie schon das Schwein, das Rind, die Ziege und das Schaf, also beinahe alle unsere größeren Haustiere. Schon die Hirschgeweihhacken wiesen ja auf die Anfänge des Ackerbaues hin; in der Riesengräberzeit tritt zur Hirschhornhacke die Steinhacke. Aber auch Pflüge sind uns aus jener Zeit bekannt. Als solche hat man wenigstens und wahrscheinlich mit vollem Rechte, die großen, seitlich durchbohrten, am hinteren Ende stets unregelmäßig gebauten Steinkeile angesehen. Ein Pflug aus Eichenholz wurde zusammen mit Steinbeilen bei Dabergoß im Kreise Ruppin gefunden. Sichere Beweise für den Ackerbau der Steinzeit liefern die trog- oder fesselförmigen Mahlsteine oder Kornquetscher, in denen man das Getreide mit einem Reibstein zermahlte. Diese älteste Art der Kornmühlen, die in Afrika bei Völkern mit einfacher Kultur heute noch in Gebrauch ist, benutzte man bei uns bis in die historische Zeit hinein. Der schlagendste Beweis für den Getreidebau ist aber das Vorkommen der Getreidekörner selbst. Beim Anfertigen der Tongefäße gerieten Getreidekörner nicht selten zufällig in den weichen Ton, wurden mit dem Gefäß gebrannt und finden sich nun in der Wand des Steinzeitgefäßes entweder verkohlt, oder sie haben Abdrücke hinterlassen, an denen man heute noch die Art des Getreides genau feststellen kann. So wissen wir, daß in Nord-europa während der jüngeren Steinzeit bereits Weizen, Gerste und Hirse angebaut wurden.

Zahlreiche Weizenkörner sind in dem Steinzeitdorf bei Trebus in der Nähe von Fürstenwalde gefunden worden.

Die Viehzüchter und Ackerbauer der Steinzeit waren auch geschickte Handwerker. Das Durchbohren der Steinbeile wurde mit einem hohlen Knochen oder einem Stabe bewirkt, den man auf den Steinhammer stützte und mittels

der Sehne eines hin und her gezogenen fiedelbogenähnlichen Werkzeuges in Drehung versetzte. Wasser und Sand halfen bei der Arbeit, und so entstand durch Hohlbohrung, bei welcher der stehen gebliebene Zapfen schließlich herausfiel, oder durch Vollbohrung ein kegelförmiges Bohrloch.

Selbst die Anfänge einer vom Lauf der Gestirne abhängigen Zeitrechnung gehen bis in die Steinzeit zurück. In der Mark, aber auch in anderen Landschaften und Ländern, namentlich in England und Frankreich, ist man vielfach zu der Überzeugung gekommen, daß gewisse Steinsetzungen aus der jüngeren Steinzeit als Uranfänge des Kalenders zu betrachten sind und Sonnenauf- und -untergang zur Sonnenwende und zur Tag- und Nachtgleiche anzeigen. Damit war die einfachste Einteilung des Jahres gegeben.

Die Mark gehört zum Gebiete der nordischen Steinzeitkultur. Diese Kultur ist im Norden, abgesehen von einigen Beziehungen und Einflüssen, die in den verschiedenen Zeiten von Südwesten, von Süden und von Südosten gekommen sind, durchaus bodenständig. Ja, die nordische Steinzeitkultur hat ihresgleichen nicht in der ganzen Welt, Ägypten allenfalls ausgenommen. In Ägypten wurde der Stein jedoch durch das Metall früher verdrängt als im Norden. So konnte sich die nordische Steinzeitkultur weiter und voller ausleben und zu jener erstaunlichen Höhe entwickeln, die wir am Ende der Steinzeit und damit zugleich beim Beginn der Metallzeit bewundern. Die namentlich in den jüngsten Steinzeitgräbern auftretenden Lanzenspitzen sind wahre Kunstwerke und zeugen von einer ganz hervorragenden Geschicklichkeit in der Bearbeitung des spröden Feuersteinmaterials. Diese Technik wagte sich sogar an die Nachahmung gegossener Metallgeräte in Stein heran und leitet so langsam hinüber in die Bronzezeit.

9. Das Steinzeitdorf bei Trebus in der Nähe von Fürstenwalde.

Die Umgebung des kleinen Dörfchens Trebus ist landschaftlich überaus reizvoll. Der Trebuser See mit seinen von dichtem Buschwerk bestandenen Ufern übt auf die Bewohner der Umgebung und auf die Groß-Berliner mit Recht dauernde Anziehungskraft aus. Die ganze Gegend ist abwechslungsreich durch erhebliche Bodenwellen, kleinere Hügelketten und steiler ansteigende Höhen, die namentlich die Ufer des Sees begleiten. Straßen durchschneiden die Erhebungen vielfach als Hohlwege. Der Trebuser See reicht mit seinem Nordzipfel jetzt nur noch bis zu der von Fürstenwalde kommenden Kunststraße, die mit einem stattlichen Damm die Niederung am Nordostufer des Sees überschreitet. Vor der Anlegung des Dammes war der von dieser Seite her ins Dorf einmündende Weg nicht selten überschwemmt. Die sich jenseits des Dammes anschließende Wiese ist alter Seeboden, der in der Nähe des Dammes

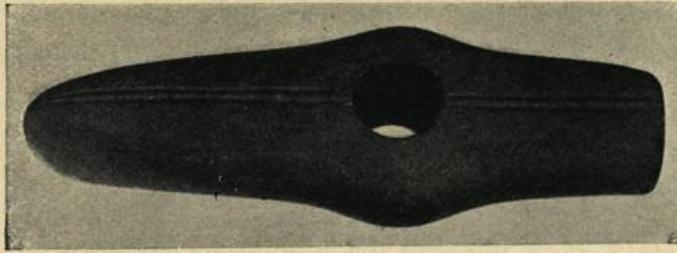


Abb. 15. Steinhammer mit nachgeahmter Gußnaht.
Angermünde. Märkisches Museum. 14071. $\frac{1}{2}$.

auch jetzt nur wenig höher liegt als der Wasserspiegel des Sees, nach Nordosten zu aber mehr und mehr ansteigt. Der Nordoststrand der Niederung stößt an die Landstraße heran, die von Trebus nach Buchholz führt und an dieser Stelle gezwungen ist, die plötzlich steil ansteigende Erhebung in einem Hohlwege zu durchschneiden.

Unmittelbar an dem Hohlwege sind auf der dem Wiesenrande gegenüberliegenden Höhe neben einer seit langen Jahren ausgebeuteten Sandgrube deutlich Spuren eines Steinzeitdorfes zu beobachten.

Unter aufgewehtem Sande und einer durch langjährigen Ackerbau umgearbeiteten Humusschicht liegt eine alte Kulturschicht, die große Mengen von steinzeitlichen Kulturresten wie Gefäßbruchstücke mit Tieffischverzierung, Feuersteinsplitter, Steinmesser und Steinbeile enthält. Nachdem die oberen Erdschichten abgehoben waren, ließen sich auch zahlreiche, während der Steinzeit hergestellte größere und kleinere Gruben erkennen, in denen vor mehr als 4000 Jahren die Holzpfeiler der Wohnhäuser gestanden haben. Von einem dieser Pfeiler waren noch Holzreste vorhanden. Im Innern der viereckigen Steinzeithäuser lag jedesmal ein Herd, der aus Feldsteinen gepackt und teils mit Lehm bedeckt war. Da die Steine lange Zeit hindurch dem Feuer ausgesetzt waren, sind sie vielfach so mürbe geworden, daß man sie zwischen den Fingern zerreiben kann. Zwischen den Herdsteinen lagen stets Massen von Holzkohle, Asche, Branderde und Scherben von zertrümmerten Gefäßen. Auf einem der größeren Steinherde fanden sich zahlreiche verkohlte Weizenkörner, die auch in der Umgebung weithin zerstreut vorkamen. Die Körner stammen von dem in alter Zeit bei uns viel angebauten Zwerg- oder Winkelweizen. Sie haben sich in der Branderde, aber auch im Sande verhältnismäßig gut erhalten. Tierknochen sind sowohl auf Herdstellen wie in Abfallgruben gefunden worden. In letzteren hat man in der Vorzeit sorgfältig alles vergraben, was nicht mehr zu gebrauchen war. Unter den Tierresten kommen bei Trebus namentlich Rinderknochen vor.

Während man in Gräbern häufig gut erhaltene Gefäße antrifft, sind die Tongefäße in Wohnstätten zumeist zerbrochen. Trotzdem konnten im Steinzeit-

dorf bei Trebus mehrere fast unversehrt erhaltene gehoben werden. Es handelt sich um Wirtschaftsgefäße, die wenig oder gar nicht verziert sind und eine rauhe Oberfläche haben. Um die Gefäße bequemer tragen zu können, hat man sie mit Griffzapfen versehen, welche die Stelle unserer Henkel vertreten. Zahllose Bruchstücke anderer, meist völlig zertrümmerter Gefäße sind auf der ganzen Oberfläche verziert. Sämtliche Gefäßreste deuten auf die Steinzeit hin, ein Beweis, daß der Platz an der Sandgrube bei Trebus seit dem Ende der Steinzeit nie wieder bewohnt gewesen ist.

II. Die Bronzezeit.

2000 bis 800 vor Chr. Geb.

1. Der Übergang von der Stein- zur Bronzezeit.

Während der jüngeren Periode der Riesengräberzeit lernte man in Norddeutschland wie in ganz Nordeuropa das Kupfer kennen. In Steinplattenkammern und Steinkisten kommt es, meist als Schmuck, in Form kleiner Röhrchen vor. Auch Spiralen, Angelhaken, Dolche und Pfeilspitzen aus Kupfer sind hier während der jüngsten Steinzeit bekannt. Das rötlich glänzende Metall hat sicher auf die Träger der Steinkultur große Anziehungskraft ausgeübt und wurde so ein beliebter Handelsartikel. Da es in der Mark damals ebensowenig Kupfergruben gab wie heute, so mußte das Metall eingeführt werden. Bald kam man auch dazu, Werkzeuge und Waffen aus Kupfer zu gießen. Die einfachsten Kupferbeile haben große Ähnlichkeit mit Steinbeilen, nur sind sie meist flacher. Nicht gar selten sind in dieser Zeit große Doppelärte aus Kupfer, deren Zweck nicht recht ersichtlich ist. Die Doppelart war ja auch noch in geschichtlicher Zeit das Attribut des Zeus, des Jupiter, des Thor. Zweifellos hat sie also auch symbolische Bedeutung. Waffen können diese Kupferärte mit den ganz kleinen Schaftlöchern kaum gewesen sein. Der dünne Schaft wäre beim ersten Hieb zerbrochen. Wahrscheinlicher ist es, daß die Doppelärte aufgereiht und als Kupferbarren, Rohkupfer, dem man eine bestimmte Gestalt gegeben, verhandelt wurden.

Waffen aus Kupfer gestattete sich zunächst nur der wohlhabendere Teil der Bevölkerung. Wer sich kein Kupferbeil beschaffen konnte, versuchte die Form des Kupferbeiles wenigstens in Stein nachzuahmen. Das war nicht leicht; aber die Kunstfertigkeit in der Bearbeitung des Steins nahm dadurch einen neuen Aufschwung. Gewisse Formen der Steinbeile lassen sich nur erklären, wenn man sie als Nachahmungen von Kupferbeilen betrachtet. Selbst die beim Metallguß entstehenden Fehler, wie die bei Kupferbeilen möglichst sorgfältig entfernten Gußnähte, finden wir bei Steinbeilen wieder. Rahnförmige Hämmer und Steinbeile mit halbkugeligem Vordernende kennzeichnen sich schon durch ihre Form als Zeugen der frühesten Metallzeit und leiten als reife Frucht der Steinzeitkultur zugleich hinüber in die Glanzperiode der Vorzeit, die Bronzezeit.

Waffen und Werkzeuge, die aus reinem Kupfer gefertigt waren, erwiesen sich als wenig brauchbar. Das Kupfer war zu weich. Beile und Ätze schlugen sich breit. So ergab sich die Notwendigkeit, das Kupfer zu härten, und man suchte diesen Zweck zu erreichen, indem man dem Kupfer ein anderes Metall beimischte. Auf diese Weise ließ es sich auch leichter bearbeiten. Als beste Mischung erwies sich die Bronze, aus Kupfer und Zinn hergestellt. Wir sind heute imstande, an der Hand zahlreicher Funde den Übergang vom reinen Kupfer zur Bronze genau verfolgen zu können. Zuerst mischte man dem Kupfer nur wenig Zinn bei. Die ältesten Bronzen enthalten 95—98 % und nur 2—5 % Zinn. Bald aber hatte man die gute Wirkung der Beimischung von Zinn erprobt, fügte mehr und mehr vom härteren Metalle bei, und so kam man schließlich, und zwar noch im Laufe der ersten Bronzeperiode, zu der klassischen Bronzemischung, die aus 90% Kupfer und 10% Zinn besteht. Zinnarme Bronze kommt fast nur am Anfange der Bronzezeit vor.

Den Beginn der Bronzezeit haben wir für die Mark und ganz Nord-europa, ja für ganz Europa überhaupt, an das Ende des dritten und den Anfang des zweiten Jahrtausends zu setzen. In Ägypten beginnt die Bronzezeit schon früher. Mit dem Metall war ein ganz neuer Trieb in die Menschheit gekommen, und so haben wir denn auch die Bronzezeit als ein goldenes Zeitalter aufzufassen. Sie ist das Heroenzeitalter nicht nur auf klassischem, sondern auch auf märkischem Boden.

2. Die Entwicklung der Bronzeärte und der Gewandnadeln.

Die ältesten Bronzeärte sind einfachen Steinbeilen sehr ähnlich. Bei einigen sind die Breitseiten geradezu noch gewölbt. Derartige Beile waren aber recht unpraktisch. Sie mußten sich in dem Schaft, der aus einem am Ende gespaltenen, knieförmig gebogenen Äste bestand, drehen und bei jedem Schläge weiter in den sich mehr und mehr spaltenden Schaft hineingleiten. Um ersteres zu vermeiden, wurden die Beile zunächst mit ganz flacher Breitseite hergestellt, und schließlich gab man ihnen Ränder, die bei einigen Exemplaren sogar recht hoch sind. So war aus der Flachart eine Randart geworden, die sich nicht mehr drehen konnte. Um aber auch das Hineindringen in den sich weiter spaltenden Schaft zu verhüten, wurde auf der Mitte der Art ein zuerst ganz unscheinbarer, später höher und höher werdender Absatz, auch Barre oder Steg genannt, angebracht. Nur bis zu ihm konnte der Schaft gelangen. Die Absatzärte saßen ohnehin schon festgekeilt im Schaft. Trotzdem wurde dieser häufig mit einer Schnur umwickelt. Die Lappenärte haben sich ebenfalls aus Randarten entwickelt. Der Fortschritt besteht darin, daß der Rand sich nicht unnützerweise an der ganzen Kante entlang zieht,

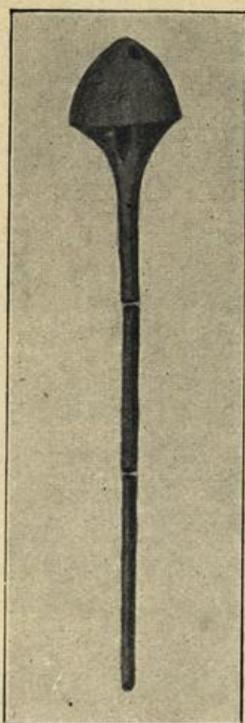


Abb. 16. Bronzenadel
von Grabow, Kreis
Königsberg, Neumark.
Muf. 4387/8.
5/7.

sondern nur in der Mitte vorhanden ist in Form lang ausgezogener Lappen, die das untere Ende des Schaftes umfassen. Die Lappen stehen höher oder tiefer. Recht große Lappen umschlossen beinahe den ganzen Schaft; es lag daher nahe, das mittlere Stück, von dem eigentlich die Entwicklung ausgegangen war, nun ganz fortzulassen, und so entstand eine Tüllenart. Die Tüllenärte beherrschen die jüngere Bronzezeit. Sie werden immer kleiner und wurden später sogar noch aus Eisen hergestellt. Schon durch eine Bronzeart wird ein Fund zeitlich einigermaßen sicher bestimmt. Oftmals kommen aber zahlreiche Bronzeärte derselben Form in einem einzigen Funde vor.

Um das Gewand, namentlich den Mantel zusammenzuhalten, bediente man sich schon in ältester Zeit der Nadel. Während der Steinzeit benutzte man Nadeln aus Knochen. Knochennadeln sind auch noch später bis weit in die historische Zeit hinein im Gebrauch. In der ältesten Bronzezeit begegnen uns nicht selten Bronzenadeln mit schräg durchbohrten Köpfen. Sie waren gewiß sehr gut verwendbar. Zog man durch die Durchbohrung einen Faden und wickelte den, nachdem die Nadel durch die Falten des Gewandes gesteckt worden war, um die Spitze, so saß die Nadel fest und konnte aus der Gewandfalte nicht herausgleiten.

Durchbohrt man nun nicht den Kopf, sondern den Hals der Nadel und nimmt anstatt des Fadens einen Bronzedraht, so haben wir eine Gewandnadel erhalten, die sich von einer gewöhnlichen Bronzenadel wesentlich unterscheidet und als Fibel bezeichnet wird. Die Fibeln dienen ursprünglich einem praktischen Zweck, sind aber zugleich auch Schmucknadeln. Sie begleiten uns von der älteren Bronzezeit durch die ganze Vorgeschichte, und da ihre Formen nach dem Geschmack und der Mode des Zeitalters schnell wechseln, so ist eine Fibel das beste „Leitfossil“ eines vorgeschichtlichen Fundes und auch noch in frühgeschichtlicher Zeit oft mehr wert als eine Münze.

Während der Entstehungszeit der nordischen Fibel war in unserer Heimat wie in ganz Nordeuropa und weiterhin eines der beliebtesten Verzierungs-mittel die Spirale. So fällt es nicht auf, daß die beiden Enden des Bronzedrahtes, der den Bügel der Fibel bildet, zu Spiralen ausgezogen wurden. Der Bügel hat verschiedene Form; er ist drahtartig, blatt- oder rautenförmig, später zuweilen gewölbt oder gar raupenartig. Auch die Gestalt des Nadel-

kopfes ist wandelbar. Während der mittleren Bronzezeit zeigt er oft ein Doppelkreuz, das nach und nach wieder schwindet und zuletzt nur noch als Rest auftritt in Form eines mit einfachen Strichen eingerichteten Doppelkreuzes wie auf einer Fibel aus den Hügelgräbern von Weitgendorf im Kreise Ostprignitz.



Abb. 17. Bronzefibel mit Strich- und Bogenverzierung. Rudow, Kreis Teltow. Märk. Museum. 18119. $\frac{1}{2}$.

Die größte Umwandlung hat jedoch die Spirale erfahren. Die einzelnen Windungen verschmelzen miteinander zu einer Platte, die als Ganzes gegossen wird, und auf der noch die Rippen als Überbleibsel der Spirale zurückbleiben. Während der jüngsten Bronzezeit hatten die Plattenfibeln in der Mitte bereits einen Buckel, wie er um diese Zeit auch bei anderen Geräten, namentlich bei Gürtelplatten auftritt.

3. Schatz- und Gräberfunde.

Schon aus der Steinzeit begegnen uns neben den zahlreichen Einzelfunden und den Funden aus Gräbern auch Schatzfunde, also Gegenstände, die aus irgend einem Grunde zusammen niedergelegt worden sind, und zwar in den meisten Fällen mit ganz besonderer Sorgsamkeit. Schatzfunde aus der Bronzezeit kommen noch weit häufiger vor und haben mindestens dieselbe Bedeutung wie Grabfunde. Was zu gleicher Zeit niedergelegt worden ist, muß auch zu gleicher Zeit in Gebrauch gewesen sein. Bei Gräbern müssen wir hin und wieder mit Nachbestattung rechnen. Bei vielen Schatzfunden ist ein späteres Hinzufügen von Gegenständen ausgeschlossen, schon aus dem einfachen Grunde, weil der Ort, an dem die Gegenstände niedergelegt wurden in den meisten Fällen nur dem einen bekannt war, der sie vergraben oder wenigstens verborgen hatte. Haben wir die Altertümer als einen in Zeiten der Gefahr verborgenen Schatz zu betrachten, so können in ihm die aller- verschiedensten Gegenstände vereinigt sein, die das Vermögen dessen darstellten, der den Schatz vergraben hat. Es kann sich in solchem Falle natürlich auch einmal um Waren handeln, die der Kaufmann an fremdem Orte vor gierigen Händen barg, ohne später wieder Gelegenheit zu haben, seinen Schatz zu heben. Die Niederlegung eines solchen Schatzes könnte aber auch erfolgt sein in ängstlicher Fürsorge für das Leben nach dem Tode, und wir haben wohl in manchen Schätzen eine Selbstausstattung für das Jenseits zu sehen. Wer den Geiz oder die Habgier seiner Verwandten fürchtete, stattete sich so selber mit allem aus, was ihm hier lieb war, und was er jenseits nicht gern entbehren mochte. Diese Selbstausstattungen für das Jenseits können also ebenfalls die verschiedensten Gegenstände enthalten, Waffen, Geräte und Schmuck.



Abb. 18. Spiralverzierung auf dem Knauf eines Bronzeschwertes. Spandau. $\frac{1}{2}$.

Aber auch die Götter und das Opfer für die Unsichtbaren sind hier mit im Spiele. Weihgaben für die höheren Mächte mögen bei vielen Gelegenheiten öffentlichen und privaten Charakters geopfert worden sein. Die Beute ganzer Kriegszüge oder siegreicher Schlachten wurde in frühgeschichtlicher Zeit den Göttern geweiht. Im kleinen mag das oft geschehen sein, und so finden sich denn häufig Funde, in denen jedes Stück an seinen Platz gelegt wurde, so sorgsam, daß z. B. alle Beile mit ihren Schneiden nach außen lagen. Botivgaben oder Weihfunde werden im allgemeinen aus mehr gleichartigen Stücken bestehen. Zahlreiche Schatzfunde dürften jedoch Schätze darstellen, die ein vornehmer Führer in seinem Hause sorgsam verwahrte, da sie einen großen Teil seines Besitztums ausmachten. In derartigen Familienschätzen können auch einmal ältere und jüngere Gegenstände nebeneinander vorkommen.

Als letzte, aber gewiß nicht unwichtige Art der Schatzfunde haben wir die Gießfunde zu betrachten, die ein Handwerker vergraben hat, oder die ihm bei irgendwelchem unglücklichen Zufall verloren gegangen sind. — Auch andere Gründe mögen zuweilen maßgebend gewesen sein, einen Schatz zu bergen. Wer erinnerte sich hierbei nicht der Sage von Theseus, der von seiner Mutter an den großen Stein geführt wurde, unter dem das Schwert und die Sandalen seines Vaters lagen? Und diese bekannte Sage reicht mit ihren Erinnerungen hinauf in die ältere Bronzezeit. Die Helden Homers trugen zumeist noch Bronzewaffen; die Zeit der alten Heroen und Halbgötter muß also erst recht die Bronzezeit sein. Das Schwert des Theseus kann nur ein Bronzeschwert gewesen sein. Und daß auch die Bewohner der Mark während der Bronzezeit Heroen waren, ganz im Sinne Homers, unterliegt keinem Zweifel. Denn der Mann der Bronzezeit ist nicht zu denken ohne seine Waffen, ja selbst die Frau trägt fast immer den Dolch, was wir namentlich aus nordischen Gräbern wissen.

Aus der ältesten Bronzezeit besitzt das Märkische Museum eine ganze Reihe von Funden, die in einem großen Schranke vereinigt sind und so ein anschauliches Bild der Kultur während der ersten Bronzeperiode geben. Der Schatzfund von Wustermark wurde beim Pflügen entdeckt. Er besteht aus vier großen, schweren Bronzeringen mit einfacher Strichverzierung; die Enden sind teils pfotenartig verbreitert, teils stoßen sie in ebenen Flächen fast aneinander, teils sind sie nur zur Hälfte durch eine Kerbe voneinander getrennt. Pfotenartige Enden haben auch die zwölf kleineren Bronzeringe, von denen je drei übereinander liegen und durch Bronzedraht, der durch die Löcher gezogen wurde, verbunden sind. Von den größeren Ringen ist nur

einer durchlocht. Den Bronzeringen schließt sich noch ein kleiner Goldring an, der so geringe Weite hat, daß er allenfalls von einem Kinderfinger getragen werden kann. Es ist ein „Noppenring“, dessen breite Schaufseite aus vielen Windungen besteht, während die untere Seite nur eine Doppelwindung aufweist.

Im Jahre 1888 fand man bei Arnimshain im Kreise Templin in einem kleinen Pfuhle, fast 2 Meter tief, eine ganze Anzahl von Bronzegegenständen, die in einem Tongefäß verborgen waren.

Neben sechs vollständig oder wenigstens beinahe vollständig erhaltenen Armspiralen gehören zu diesem Funde zahlreiche Bruchstücke desselben Schmuckes. Eine Randart und zwei Absatzärte in Verbindung mit zwei Scheibennadeln, die durch Buckel verziert sind, weisen den Fund der zweiten Bronzeperiode zu. Halsringe mit spitz zulaufenden Enden und Eisenringe kommen ja bereits während der ersten Periode vor. Nicht selten wurden mehrere solcher Eisenringe als Schmuck um den Hals gelegt; man hat bis zu neun zusammengefunden. Schließlich goß man diesen Hals schmuck in einem Stück, und so entstand der diademartige Halskragen, dessen Rippen noch an die Entstehung des Kragens aus einzelnen Ringen erinnern. Die beiden Brillenspiralen dienten als Mantelschließen, die entweder beide durch einen Doppelhaken zusammengehalten wurden oder einzeln mit Hilfe eines Knebels, der an der gegenüberliegenden Mantelseite festgenäht war, den Mantel auf der Brust zusammenschlossen. Eine Bronzespule mit zwei Scheiben ist vielleicht bei der Weberei verwendet worden. Die Sichel wurde nicht durch einen Knopf, sondern durch einen Nagel, den man durch das Loch schlug, mit dem Holzgriff verbunden. Der Armring ist innen flach, außen gewölbt und nicht verziert.

Die sieben scheibenförmigen Anhänger haben einen erhöhten Mittelpunkt, der von konzentrischen Kreisen umgeben ist. Sie wurden an Schnüren getragen, die man durch die am oberen Ende sitzenden Eisen ziehen konnte. Drei andere Bronzeanhänger haben die Form von kleinen Hörnchen, die man am breiten Teile durchlochte. Sie sind wohl als Nachahmungen von Tierzähnen zu betrachten und wurden an Schnüren aufgereiht wie in früherer und auch noch in späterer Zeit die durchbohrten Eberzähne. Ähnlich hat man auch Spiralröllchen zu Halsketten aneinandergesügt. Drei Spiralen aus dünnem Golddraht dienten ebenfalls als Schmuck.

Von ganz besonderem Interesse sind die getriebenen, mit Buckeln verzierten Gürtelbleche, deren Ursprung schon wegen ihrer Technik wahrscheinlich im Süden zu suchen ist.

Von dem Tongefäß, das alle diese prächtigen Bronzealtertümer enthielt, sind nur noch Bruchstücke vorhanden. Das Gefäß aus gelblich braunem Ton war außen rauh und durch 5—6 Millimeter lange Einkerbungen verziert.

Der Bronzeschatzfund von Spindlersfeld wurde 1892 beim Ausgraben einer Kiefer gefunden. Das interessanteste Stück ist eine Gußform aus Bronze, die aus zwei Teilen besteht, eine Kastenform. Die Stifte der einen Hälfte passen in die Löcher der anderen hinein. In dieser Gußform konnten Nadeln gegossen werden, die am Kopfe drei Erweiterungen haben. Eine derartige Nadel ist ebenfalls gefunden worden. Sie war zwar fertig gegossen, ist aber nie gebraucht worden, ja der Gießer hat nicht einmal Zeit gehabt, die Gußnaht abzufilen. Auch der Gußzapfen beweist, daß wir es hier mit einem Gießerfunde zu tun haben. Die Zeit, aus welcher der Spindlersfelder Fund stammt, wird durch drei Fibeln bestimmt. Neben diesen Erzeugnissen des nordischen Kulturkreises enthält der Fund eine ganze Reihe von Anhängern verschiedenster Formen, die nach dem Süden weisen. Der Fund wird vervollständigt durch drei Armringe, durch die Nachahmung eines Eberzahns in Bronze, durch eine Brillenspirale, mehrere Spiraltrollchen und einige Schmuckplatten, die an der unteren Seite Hsen haben, um sie auf Stoff oder Leder aufnähen zu können.

Auf der Feldmark der Rittergutes Weitgendorf im Kreise Ostprignitz waren im Jahre 1878 noch 18 Hügel vorhanden, von denen einige schon früher nach Steinen durchsucht worden sind. Gelegentlich eines Chausseebaues mußten die Hügel abgetragen werden.

In den Hügeln fand man längliche Steinkisten. Die Leichen waren unverbrannt bestattet worden.

Ein Schädel ist noch gut erhalten, sonst war von den Skeletten wenig übrig geblieben. Auch die Gefäße waren zumeist zerbrochen. „Zwischen den Steinen oder im Sande“ lagen in diesen Gräbern kostbare Bronzeschwerter, Hals- und Armringe aus Bronze, Bronzemesser, Bronzegewandnadeln und goldene Spiralaringe. Die Funde entstammen alle der mittleren Bronzezeit und gehören zu den hervorragendsten Altertümern, die das Märkische Museum in Berlin besitzt.

4. Das Königsgrab von Seddin.

Das „Königsgrab“ von Seddin ist eines unserer bedeutendsten Nationaldenkmäler und zugleich das größte Hümengrab nicht nur der Mark, sondern auch ganz Deutschlands. Der mächtige Hügel erhebt sich auf einer langsam ansteigenden natürlichen Erhöhung inmitten einer weiten Ebene in der Prignitz. Bei einem Umfange von 300 Schritten ist er etwa 11 Meter hoch und enthält nicht weniger als 30 000 Kubikmeter Erde, die mit großen und kleinen Steinen untermischt ist. Im Südwesten und im Nordosten liegen tiefe, mit Buschwerk bewachsene Erdlöcher, aus denen die Erde zum Aufschütten des Grabhügels entnommen worden ist. Eichen, Robinien und Buchen beschatten heute das

Hünengrab, und auf der Höhe hält eine mächtige Kiefer die Totenwacht. Rings um den Königshügel zieht sich als Bannkreis ein Kranz von zentnerschweren Geschiebeblöcken hin. Im Laufe der Jahrtausende waren diese Steine gänzlich mit Erde, Moos und Strauchwerk bedeckt worden. Heute liegt der Ring zum großen Teil wieder frei. Die Bewohner der Umgegend nannten diesen Hügel „Hinzerberg“ und erzählten, daß hier der „König Hinz“ (Heinz, Heinrich) in einem dreifachen Sarge begraben liege, einem kupfernen, einem silbernen und einem goldenen. Von benachbarten kleineren Hügeln sagte man, daß in dem einen der Fingerring des Königs, in dem anderen aber seine Schätze vergraben seien. Als der Hügel, in dem der Fingerring des Königs liegen sollte, eingeebnet wurde, fand man im Innern wirklich einen Bronze-

reif. Zwar war es ein Armring, aber das Volk, das ja schwer aus dem Irrtum zu reißen ist, die „Hünen“ wären Menschen gewesen, die an Kraft und Größe das heutige Geschlecht bedeutend überragten, sah die alte Überlieferung wörtlich bestätigt. Nun durchsuchte man auch den zweiten Hügel, in dem die Schätze verborgen sein sollten. Einige Altertümer konnten gehoben werden, aber keine „Schätze“. So wurde man an der Sage wieder irre, und der Königshügel hatte Ruhe. Als aber der Besitzer des Hügel in Geldverlegenheit geriet, sollte ihn der „goldene Sarg“ retten. Der Bauer grub mit seinem Knechte; aber in der mit Steinen durchsetzten Erde war die Arbeit schwierig, und der Hügel war zu groß. Der „Sarg“ wurde nicht gefunden, und der Besitzer ging wirtschaftlich zugrunde. Während der folgenden Jahre versuchte man, den Hügel als Steinbruch auszubeuten. Ganze Straßen sind mit Steinen aus dem Hinzerberg gepflastert worden.

Im Jahre 1899 stießen die Arbeiter im Innern des Hügel auf eine mächtige Steinkammer. Sie ist neuneckig, etwa 1,75 Meter hoch. Der Durchmesser beträgt mehr als zwei Meter. Am Boden zeigte sich eine festgestampfte Lehm-schicht. Die Wände bestehen aus Findlingsblöcken, die übereinandergeschichtet waren. Nach oben zu schieben sich die Blöcke weiter und weiter ins Innere vor und stellen so ein kuppelartiges, falsches Gewölbe her. Die Wände der Kammer waren mit einer glatten, sandigen Leimschicht bekleidet und zum Teil rot und weiß bemalt. In dieser Kammer, dem ersten „Sarge“, stand ein



Abb. 19. Steinkammer.

großes Tongefäß, das mit einem Deckel sorgfältig verschlossen war. Der Deckel ist mit einem breiten Falz versehen und außerdem noch durch gekrümmte Lonnägel befestigt.

Das Tongefäß, der zweite „Sarg“, barg eine hohe Bronzeurne, ebenfalls mit einem Deckel verschlossen. Sie enthielt die Leichenbrandreste eines 30—40 jährigen Mannes. Die Bronzeurne, der dritte „Sarg“, hat ursprünglich anderen Zwecken gedient. Als man das Gefäß als Urne verwenden wollte, mußten die beiden Henkel abgebrochen werden; sonst hätte man die Urne nicht in das Tongefäß hineinstellen können. Die einzelnen Stücke sind zusammen-genietet. Neben dem großen Tongefäß standen in der Kammer noch zwei kleinere Urnen aus Ton von durchaus nordischem Charakter. Die eine enthielt die Leichenbrandreste einer Frau im Alter von 20—30 Jahren, die andere Reste einer jugendlicheren Leiche vermutlich ebenfalls weiblichen Geschlechts. Möglicherweise rühren beide von Nachbestattungen her. Vielleicht aber herrschte auch hier die Sitte, daß die Gattin dem Gemahl, die Dienerin der Herrin auf den Scheiterhaufen folgte oder folgen mußte.

Ein „Königsgrab“ muß es in der Tat gewesen sein; denn wahrhaft königlich ist es ausgestattet mit Gefäßen aus Ton und Bronze, mit Waffen, Schmuck und Geräten des täglichen Lebens. Das Schwert ist allerdings nur klein und paßt zu den Heroen der Bronzezeit, die in unseren Hügeln begraben liegen, ebensowenig wie die kleine Lüllenart. Beide waren wohl nur Paradewaffen wie die späteren Galanteriedegen. Für den Männerstreit besaßen die Bronzezeithelden wuchtigere Schwerter, die sich aber vom Vater auf den Sohn und durch ganze Geschlechter hindurch vererbten.

An Schmuck fanden sich in dem Grabe auch zwei Halsringe. Der eine ist ein Wendelring; der andere besteht aus Bronzespiralröhrchen und Schmelzperlen, die abwechselnd auf einen dünnen Bronzedraht gereiht sind. Auch ein Armreif und ein Fingerring — beide ebenfalls aus Bronze — gehören zu den Beigaben. Als Frauenschmuck fehlt nicht der kleine, einfache, aber schön gearbeitete Bronzekamm. Neben den zahlreichen Bronzegeräten lagen schon zwei Stückchen aus Eisen. Das eine ist eine grobe Nähnadel, das andere eine größere Nadel mit angerosteten Pelzresten. Ungefähr um das Jahr 1000 vor Chr. also kam das Eisen schon in der Mark vor, natürlich so selten, daß man einem Könige Eisennadeln als Kostbarkeit mit ins Grab legte.

Vor etwa 3000 Jahren hat man mit ungeheurer Mühe einem Gewaltigen in der Prignitz den stolzen Grabhügel gewölbt. Dem Gedächtnis des Volkes hat sich jenes einzigartige Begräbnis unauslöschlich eingepägt. Der mächtige Grabhügel hielt die Erinnerung wach. Zweimal hat in der Prignitz ein Bevölkerungswechsel stattgefunden. Nach der Abwanderung der Germanen während der Stürme der Völkerwanderung rückten die Wenden ein; sie

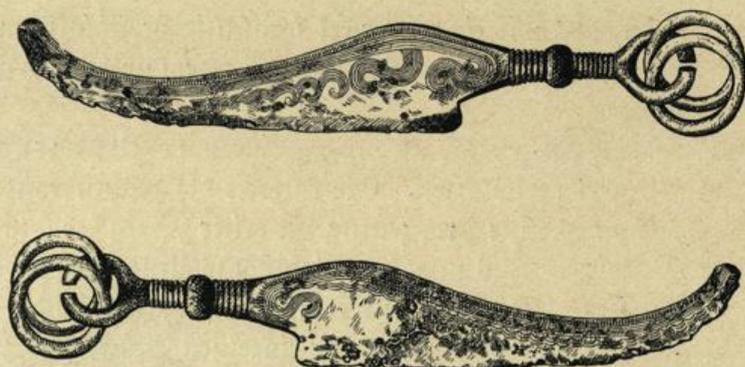


Abb. 20. Verzierungen auf beiden Seiten des Bronzemessers aus dem Königsgrabe von Seddin. Märk. Mus. 22415. $\frac{1}{2}$.

wurden im 12. Jahrhundert durch deutsche Kolonisten niedergeworfen und zurückgedrängt. Die neuen Herren des Bodens mögen von den wenigen Zurückgebliebenen die Bedeutung des Hügels erkundet haben. Von Mund zu Mund hat sich die Sage vom dreifachen Sarge fortgepflanzt. Waren die Särge auch nicht von Kupfer, Silber und Gold, sondern aus Stein, Ton und Bronze — die Überlieferung hatte recht berichtet, und die Sage vom „Königsgrabe von Seddin“ wird nun nicht mehr vergessen werden, solange es ein deutsches Volk gibt, das vor seinen uralten Denkmälern Achtung und Ehrfurcht hegt, und eine deutsche Schrift, die längst die Sage vom Königsgrabe von Seddin zum steten Gedächtnis aufgezeichnet hat, um sie vor den möglichen Zufällen mündlicher Überlieferung zu schützen. Die beste Bürgschaft auch für die Zukunft bleibt aber der Hügel selbst, der aller Schatzgräberei und Ausbeutung als Steinbruch zum Trotz noch heute mächtig emporragt als würdiges Denkmal der Vorzeit.

5. Die Bronzefunde von Biesenbrow und Blumental.

Im Jahre 1898 wurde in der Nähe der Hintermühle auf der Feldmark des Dorfes Biesenbrow im Kreise Angermünde durch den Pflug ein Bronzegefäß mit kreuzförmigen Henkelansätzen aus der Erde gerissen, der Bronzen im Gesamtgewicht von $7\frac{1}{2}$ Pfund enthielt.

Das größte und interessanteste Stück des Fundes ist ein „Hängebecken“ mit dem der jüngsten Bronzezeit eigentümlichen Drachenornament. Daß der Fund in der Tat dieser Zeit angehört, läßt sich auch aus den beiden Plattenfibeln ersehen, deren Mittelpunkte erhaben sind. Sechs Armringe aus dünnem Bronzeblech und acht flache Halsringe verschiedener Größe dienten als Schmuck, während man die zwölf mit Buckeln versehenen Zierscheiben am Zaumzeug oder Geschirr der Pferde befestigte. Zierliche Arbeit verrät eine dünne, mit kleinen Buckeln verzierte Bronzeschale.

Vom Gräberfelde von Blumental in der Ostprignitz besitzt das Märkische Museum den kostbaren Inhalt einer Urne. Das Gefäß stand auf einem flachen Steine, war von Steinen umpackt und auch mit einem flachen Steine bedeckt. In der Urne lagen die gesammelten Knochenreste, darüber zwei Armringe; um sie herum ein Halsring und oben darauf ein eigenartiger Stirnschmuck aus Bronze mit herabhängenden Kettchen.

6. Der Goldfund von Eberswalde.

Im Mai 1913 stießen Arbeiter beim Ausschachten der Fundamentgruben für ein neues Arbeiterwohnhaus auf dem Messingwerk bei Eberswalde auf ein Tongefäß, das durch den Spatenstich in seinem oberen Teile zertrümmert wurde. Dieser Topf, zu dem ein mit Falz versehener Deckel gehört, war bis oben hin mit Gold gefüllt. Der Fund enthält nicht weniger als 78 größere und kleinere Geräte aus Gold. Das Gesamtgewicht des Goldes beträgt mehr als $2\frac{1}{2}$ Kilogramm, und der Wert des Rohmaterials, ganz abgesehen vom Kunst- und Altertumswert, ist heute fast unschätzbar. Der reiche Goldschatz ist unverfehrt. Es handelt sich hier um den kostbarsten vorzeitlichen Schatz, der je in Deutschland gefunden wurde und um einen der kostbarsten, die bisher in der ganzen Welt entdeckt worden sind. Nur die Funde aus den Schachtgräbern des „goldreichen Mykenae“ sind noch reicher gewesen. —

Der Goldfund von Eberswalde enthielt als prachtvollste Stücke acht Goldschalen von verschiedener Größe. Alle sind aus dünnem Goldblech hergestellt. Deutliche Spuren beweisen, daß die Schalen gehämmert sind. Die reichen Verzierungen bestehen vor allem aus Zickzacklinien, quergestrichelten Wulsten, Buckeln und konzentrischen Kreisen. Mehrfach sind die Schalen paarweise ganz gleichmäßig gearbeitet, müssen also aus der Hand eines und desselben Handwerkers hervorgegangen sein.

Neben den Goldschalen gehören zu dem Funde verschiedene Ringe, glatte und gedrehte, vollständig erhaltene und kleinere oder größere Bruchstücke, aber auch ein kantiger, gedrehter Stab, zu einer Spiralscheibe zusammengerollt. Dieser Stab ist augenscheinlich nicht ganz fertig geworden. Vermutlich sollte auch aus ihm ein Halsring hergestellt werden.

Zahlreich kommen im Eberswalder Funde die Goldspiralen vor. Vielfach sind diese Lockenringe gut erhalten in ihrer ursprünglichen Gestalt, wie sie uns längst aus zahlreichen anderen Funden bekannt waren; teilweise sind sie aber auch zu Bündeln zusammengewickelt. Wahrscheinlich hat man sie später einschmelzen und dann zur Herstellung anderer Schmuckstücke oder Geräte verwenden wollen. Die Goldspiralen bestehen immer aus Doppeldraht. Der Draht ist teils ganz glatt, teils am Ende gedreht oder gekerbt.

An das Einschmelzen des Goldes erinnert auch der aus dem Boden des

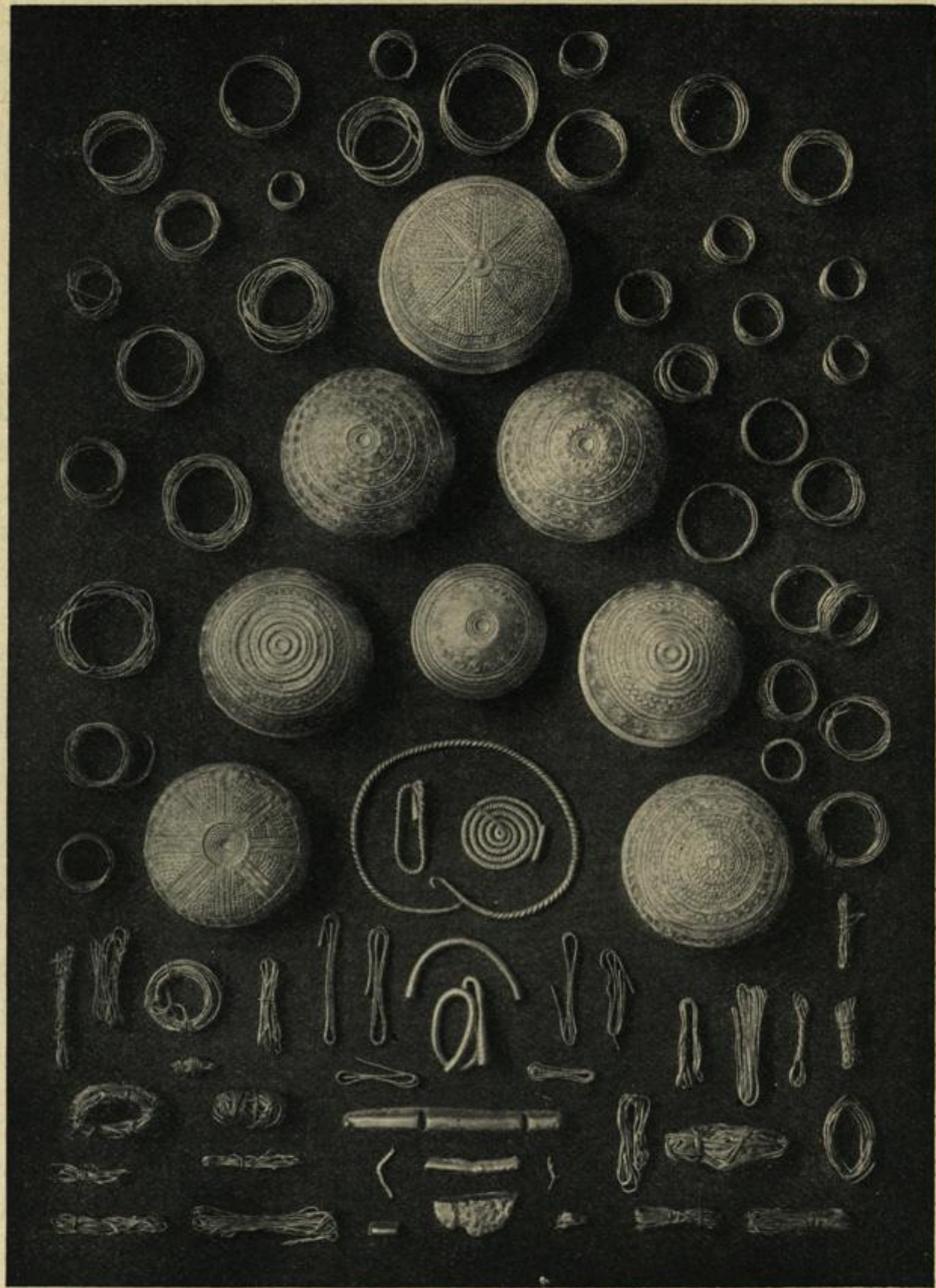


Abb. 21. Der Goldfund von Eberswalde.
 Aus: Schuchhardt; Verlag für Kunst und Wissenschaft.

Schmelztiegels als Rest der flüssigen Gussmasse zurückgebliebene und dann ausgeschüttete „Schmelzkönig“, von dem allerdings nur die Hälfte vorhanden ist. Die andere Hälfte ist mit einem Meißel abgeschlagen worden.

Besonderes Interesse erwecken noch drei Stücke Rohgold, von denen zwei nur Bruchstücke sind, eines aber einen ganzen Barren darstellt, wie wir ihn in

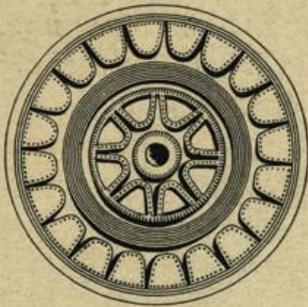


Abb. 22. Verzierung auf der
Schmuckdose von Feldberg.
Märk. Mus. II 103. $\frac{3}{5}$.

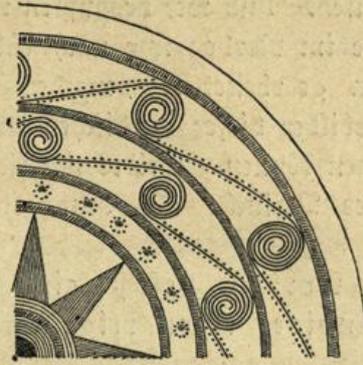


Abb. 23. Verzierung auf der
Gürtelplatte von Hegermühle bei
Eberswalde. (Ausschnitt.) $\frac{1}{3}$.
Mus. für Völkerkunde Berlin.

derselben Form auch in Bronze kennen. Zwei tiefe Kerben sollen ein bequemes Abbrechen kleinerer Teile ermöglichen.

Der Goldfund von Eberswalde gehört der jüngeren Bronzezeit an. Die einzelnen Stücke sind hier im Norden hergestellt worden. Das Ganze war vermutlich der reiche Schatz eines vornehmen Mannes.

7. Die Kultur der Bronzezeit.

Die Technik. In vielen Fällen mag die Rohbronze in Form von Stangen oder einfachen Arten eingeführt worden sein; doch wird man nicht selten auch Ringe und andere Schmucksachen oder Geräte umgeschmolzen haben. Das Hämmern der Bronze ist bei uns gewiß nicht ganz unbekannt gewesen; zu einer Meisterschaft hat man es in dieser Art der Bronzearbeitung aber nicht gebracht, und ebensowenig war man mit dem Löten vertraut. Dagegen besaßen die Träger der nordischen Bronzekultur ganz hervorragende Fertigkeit im Bronzeguß. Daß die weit überwiegende Masse der Bronzealtertümer nicht etwa aus anderen Kulturländern als fertige Ware hierher gebracht worden ist, sondern im Lande selber von einheimischen Kunsthandwerkern hergestellt wurde, beweist nicht nur die in lückenloser Entwicklung fortschreitende Reihe der einzelnen Typen und die Umgestaltung fremder Formen nach nordischem Geschmack, das beweist vor allem auch die Tatsache, daß der größte Teil der nordischen Altertümer in südlicheren Ländern teils überhaupt nicht vorkommt, teils aber in so geringer Zahl, daß der Süden der überreichen Fülle der nordischen Bronzefunde gegenüber als Ursprungsgebiet gar nicht in Frage kommen kann.

Wer die Behauptung aufrecht erhalten wollte, alle unsere Bronzen wären eingeführt, der müßte dieselben Gegenstände in südlichen Kulturländern

nachweisen. Und wer behaupten wollte, es wäre im Norden nur nach südlichen Mustern gearbeitet worden, der müßte die Vorbilder dieser nordischen Arbeiten bezeichnen können. Beides hat sich trotz lebhafter Versuche als unmöglich erwiesen.

Der Norden besaß eine ganz selbständige, eigenartige Bronze- kultur.

Dabei sind gegenseitige Beeinflussungen im einzelnen selbstverständlich. In einer Beziehung scheint der Süden in der Tat dem Norden überlegen gewesen zu sein. Die getriebenen Bronzegefäße, wie z. B. die Bronzeurne aus dem Königsgrabe von Seddin — werden noch heute fast allgemein südlichem Einflusse zugeschrieben.

Beim Bronze- guß bedienten sich die Handwerker des Nordens verschieden- artiger Gußformen, von denen nicht wenige gefunden worden sind. Und diese Gußformen sind zugleich der letzte und unwiderruflichste Beweis für die Bodenständigkeit der nordischen Bronze- kultur. Die Gußformen sind zum Teil aus Sandstein hergestellt. Sandsteinformen dienten zur Anfertigung einseitig profilierter Stücke wie der Messer, Sägen und Sichel; daneben gab es zweiseitige Kastenformen aus Bronze, wie wir sie aus dem Spindlers- felder Funde kennen. Häufig wurde die Form auch aus Ton hergestellt, namentlich für den Hohlguß. Über dem geformten Tonkern wurde die Wand des Gefäßes, des Ringes oder dergl. in Wachs modelliert und darüber ein zweiter Tonzylinder gelegt. Beim Brennen der Form schmolz das Wachs und konnte dann durch flüssige Bronze ersetzt werden. Der äußere Tonüberzug mußte zerschlagen werden. Der Kern ist nicht selten noch vorhanden. Zu diesen

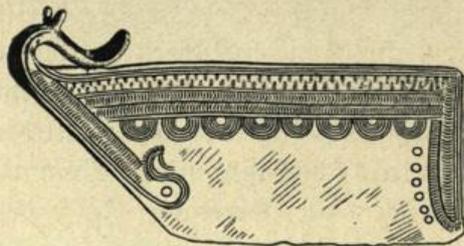


Abb. 25. Verzierung auf einem Bronze- messer. Links unten Drachenornament Kemnig, Kreis Ostprignitz. Märk. Mus. 23130. $\frac{1}{2}$.

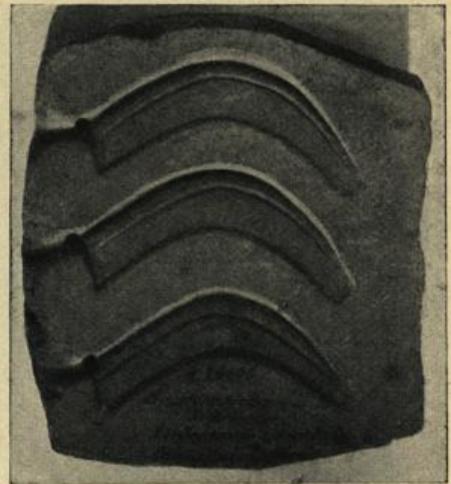


Abb. 24. Sandsteingußform für 3 Knopfsicheln. Liebenwalde, Kreis Niederbarnim. Märk. Mus. 20605. $\frac{1}{4}$.

Methoden wird auch noch das Gießen in „verlorener Form“ aus Sand und Wachs gekommen sein. Da hierbei die Form jedesmal zerstört wurde, haben wir keine handgreiflichen Beweise. Zahl- reiche äußerst dünnwandige Bronzen können jedoch nur auf diese Weise ge- arbeitet sein. In der Öffnung, durch welche die flüssige Bronze gegossen wurde, entstand immer ein Gußzapfen,

der aber leicht abgebrochen werden konnte. Hierauf wurde die Gußnaht sorgfältig abgefeilt und das gegossene Stück meist noch verziert, wobei man einen schmalen Bronzemeißel als Punze verwendete.

Die Kleidung. Im Königsgrabe von Seddin waren an einem Stückchen Eisen Fellreste angerostet. Es ist nicht unmöglich, daß die Fellreste von Kleidungsstücken herrühren. Trotzdem wäre es ganz irrig, in diesem Funde einen Beweis dafür zu sehen, daß man sich in der Bronzezeit ausschließlich mit Fellen gekleidet habe. Wahrscheinlich sind es hier Überbleibsel einer kostbaren Pelzverbrämung. Die kleine Nähnadel aus demselben Grabe wäre für Pelzbearbeitung viel zu schwach. Aber auch die beiden manschettenknopfähnlichen Doppelknöpfe würden für die Fellkleidung nicht ausreichen. Der Schluß, daß während der Bronzezeit nicht nur Fellkleidung getragen wurde, läßt sich auch aus der Verwendung oft sehr zierlicher und kleiner Gewandnadeln oder Fibeln ziehen. So könnten wir schon nach Beobachtungen an märkischen Funden behaupten, daß die gewöhnliche Kleidung der bronzezeitlichen Bevölkerung nicht ausschließlich aus Fellen bestanden haben kann. Weit besser aber werden wir über diese Frage unterrichtet, wenn wir wieder über die Grenzen der Mark hinausgehen nach Mecklenburg, Dänemark und Schweden, also in Länder, deren Kultur damals genau dieselbe war wie die der Mark. Dort wurden unter besonders günstigen Umständen mit den auch in der Mark vorkommenden Geräten und Schmucksachen Kleidungsstücke gefunden, die uns über Männer- und Frauenkleidung während der Bronzezeit genaueste Auskunft geben.

In dem Regelgrabe von Blengow in Mecklenburg war der Tote in ein wollenes Gewand gehüllt, das am Halse durch eine goldene Fibel, am Gürtel durch einen Bronzeknopf zusammengehalten wurde. Die Art des Gewebes erkennen wir an der Probe eines braunen Schals mit hellgelber Kante. Der ganze Schal war 1,50 Meter lang und etwa 60 Zentimeter breit. Er stammt aus einem schwedischen Grabe.

Vollständige Männer- und Frauenkleidung kennen wir aus dänischen Gräbern. Die Wollstoffe haben sich in Eichensärgen sehr gut erhalten. Der Mann trug einen Rock, der durch einen an den Enden mit Quasten besetzten Gürtel zusammengehalten wurde. Über dem Rock wurde ein Mantel getragen, der aus einem Stück gearbeitet war und am Halse einen Ausschnitt hatte. Der Schädel des Skeletts war zerstört, Gehirn und Haar fand man wohl erhalten. Auf dem Kopfe saß eine Mütze aus dicker Wolle, an der Außenseite mit Zotten besetzt, die in Knoten endigten. Außerdem lagen in dem Sarge neben den Waffen noch eine zweite Mütze und die beiden Teile eines mit Fransen besetzten Schals.

Auch die Kleidung der Frau ist uns genau bekannt. In einem jütischen Grabhügel fand man ein Frauenskelett, das vollständig bekleidet war. Das lange Haar wurde von einem kunstvoll angefertigten Netz zusammengehalten.

Alle Stoffe waren hier ebenfalls aus Wolle hergestellt. Die roheren Gewebe enthielten auch Hirsch- und Rinderhaare.

Waffen. In den bronzezeitlichen Hügelgräbern liegt ein mannhaftes Heroengeschlecht bestattet. Schwerter und Dolche lassen sich so gut wie Arzte und Fibeln in ihrer ganzen Entwicklung verfolgen. Während der ältesten Bronzezeit gab es keine Schwerter. Dagegen wurden breite dreieckige Dolch- klingen rechtwinklig an einem Schaft befestigt; so entstanden die Schwert- stäbe, die während der ersten Periode fast in ganz Europa vorkommen und im Norden meist Metallschäfte haben. Es sind wohl mehr Prunkwaffen gewesen; denn für den Kampf waren sie zu schwach.

Neben Schwertern und Dolchen kennen wir Lanzen- spizen, die in vielen Fällen verziert sind. In der Lülle einer Bronzelanzenspiße von Dannenwalde im Kreise Ostprignitz steckt noch ein Teil des mit einem Bronzenagel befestigten Schaftes aus Eschenholz. Während der älteren Bronzezeit sind außer Pfeil- spizen aus Bronze auch noch solche aus Feuerstein in Gebrauch. In einem Grabe von Weitgendorf lagen drei Bronze- und drei Feuersteinpfeilspitzen. Später kommen Pfeilspitzen aus Feuerstein kaum noch vor.

Auch Schutzwaffen fehlen nicht ganz. In einem Torfmoore bei Weitzsch, im Kreise Guben, wurde neben zwei Halsringen und einer Dolchklinge ein Helm gefunden, und aus der Prignitz stammen zwei prächtige Bronzeschilde, die mit getriebenen Buckeln verziert sind.

Schmuck. Bernstein wurde während der Bronzezeit als Schmuck nicht mehr so oft verwendet wie in der Steinzeit, weil sich der gelbe Bernstein von der goldähnlich glänzenden Bronze wenig oder gar nicht abgehoben hätte. Dagegen trifft man das Gold bereits häufig an, namentlich in Form von kleineren und größeren Ringen. Zu dem besprochenen Funde von Wuster- mark gehört jener kleine „Noppenring“, eines der ältesten Goldschmuckstücke, die wir aus der Mark kennen. In den Gräbern von Weitgendorf wurden drei

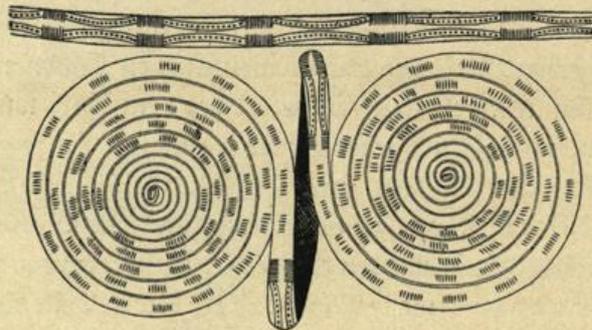


Abb. 26. Armspirale (Armberge).

Oben: Abgerolltes Bronzeband, das die Spiralen miteinander verbindet und um den Arm gelegt wurde. Beßlow, Kreis Ostprignitz. Märk. Mus. 23256. $\frac{1}{3}$.



Abb. 27.



Abb. 28. Abgerollte Verzierungen von Armringen.
Behlow. Märk. Museum. 23260/1. $\frac{2}{3}$.

Goldspiralen gefunden, und in der kleinen bronzenen Schmuckdose von Feldberg in Mecklenburg an der märkischen Grenze lagen nicht weniger als fünf dieser Ringe. Die Dose selbst ist an der Unterseite prächtig verziert, und zwar waren die Vertiefungen augenscheinlich mit Harz ausgelegt, das sich mit seiner bräunlichen Farbe vom bronzenen Grundton lebhaft abhob (Abb. 22). Diese Schmuckdose wurde am Gürtel getragen, den nicht selten bronzene Schmuckplatten zierten, die meist als kleine Buckel aufgeheftet waren. Zuweilen sind diese Platten so groß, daß man sie früher als Schildbuckel betrachtete. Neben Fingerringen kommen in Bronzefunden sehr häufig Armspiralen, Armbänder, Arm- und Halsringe vor. Außer den schon betrachteten Gewand-

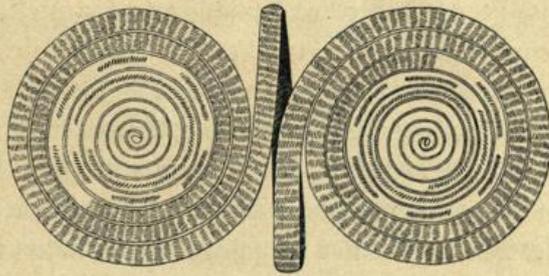


Abb. 29. Armberge. Behlow. Märk. Museum. 23257. $\frac{1}{3}$.



Abb. 30.



Abb. 31.
Abgerollte Verzierungen von Armringen.
Behlow. Märk. Museum. 23264/65. $\frac{1}{3}$.

nadeln gebrauchte man in großer Zahl kürzere und längere Bronzenadeln sowie Doppelknöpfe, die ebenfalls den Zweck hatten, das Gewand zusammenzuhalten, zugleich aber als Schmuckstücke dienten. Schmuckstücke waren auch die kleinen Bronzekämme, wie wir einen im Königsgrabe von Seddin kennen lernten.

8. Gräber und Religion der Bronzezeit.

Die Sitte der Leichenbestattung wurde aus der Steinzeit in die frühe Metallzeit mit hinübergenommen. Man begrub die Toten weiter in unterirdischen Steinkammern, über die man nun aber erst einen aus Steinen und Erde geschichteten Hügel wölbte.

Während der mittleren Bronzezeit sind die Leichen noch bestattet worden. Aber in dieser Zeit macht sich bereits ein Umschwung bemerkbar. Der in Einzelfällen während der jüngsten Steinzeit auftretende Leichenbrand kommt jetzt mehr und mehr in Aufnahme und setzt sich bei fast allen indogermanischen Völkern so vollkommen durch, daß die Toten während der jüngeren Bronzezeit ausschließlich verbrannt wurden.

Diese Umwälzung in den Grabgebräuchen hat sicher einen Umschwung in der Anschauung vom Leben nach dem Tode als Ursache gehabt. Man betrachtete die Erhaltung des Körpers nicht mehr als eine unbedingt nötige Grundbedingung für das Weiterleben der Seele. Im Gegenteil schrieb man dem Feuer reinigende, läuternde Kraft zu. Der Leichnam wurde auf einen Holzstoß gelegt, und nach dem Verbrennen auf der mit Steinen gepflasterten oder mit Lehmestrich bedeckten Verbrennungsstätte sammelte man die übriggebliebenen Knochenreste in einem Ton- oder Bronzegefäß so, daß die Knochen der unteren Gliedmaßen unten lagen und die Schädelteile oben. Daß man trotzdem an ein Fortleben der Seele glaubte, bezeugen die oft zahlreichen Beigefäße, die gewiß ursprünglich mit Speise und Trank gefüllt waren, und vor allem die Geräte, die man dem Toten mit ins Grab gab. Das prächtigste Brandgrab der Mark und eines der schönsten überhaupt ist ja das Königsgrab von Seddin.

Der Leichenbrand hat mit wenigen Ausnahmen geherrscht, bis durch Einführung des Christentums die im Orient von früher her beibehaltene Sitte der Leichenbestattung wieder eingeführt wurde. Neben den Hügelgräbern kommen während der Bronzezeit schon Flachgräber vor.

Über die religiösen Vorstellungen der bronzezeitlichen Bevölkerung sind wie bis jetzt wenig unterrichtet, und zwar nicht nur deswegen, weil ja alle schriftlichen Quellen fehlen, sondern auch, weil man der Frage nicht immer die Bedeutung geschenkt hat, die sie verdient.

Man weiß aber, daß der Sonnendienst eine bedeutende Rolle spielte, wenn er nicht überhaupt im Mittelpunkte des religiösen Lebens stand. Das häufig auftretende Symbol der Sonne ist das Rad. Eine besondere Form dieses Sonnenrades ist das Hakenkreuz, das bei allen indogermanischen Völkern als Sonnenzeichen gilt. Bei dieser Bedeutung des Rades ist es nur natürlich, wenn der Wagen im Sonnendienst eine hervorragende Stelle einnimmt. Bronze- und Tonwagen sind auch in der Mark gefunden worden.

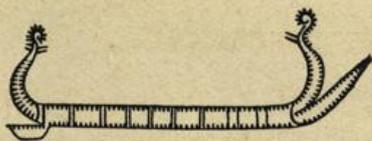


Abb. 32. Schiff mit Sonnenbildern.
Verzierung auf einem Bronzemesser
von Warnow, Kreis Westprignitz.
Märk. Museum. 22659. $\frac{2}{3}$.

Sonnenscheiben aus Bronze und Gold wurden in Dänemark und Schweden zutage gefördert, und ein ganzer Sonnentempel von gewaltiger Ausdehnung stand im südlichen England.

Als ein weiteres Symbol der Sonne galt das Schiff, das Boot, das nicht nur auf schwedischen Felsenzeichnungen, sondern auch auf einem märkischen Bronzemesser zu finden ist. Als Wahrzeichen des Himmelgottes wurde die Art verehrt, zunächst wohl die Doppelart. Doch auch Prachtbeile, die für den Gebrauch vollkommen ungeeignet sind und oft noch den Tonkern im Innern haben, waren gottesdienstliche Geräte.

Dem niederen Aberglauben dienten als schützender Zauberschmuck sowohl Anhänger in Radform als auch Steinchen mit eigentümlichen Zeichen, und die „Kinderklappern“; diese Figuren oder hohlen Geräte aus Ton mit Tonkugeln im Innern, mögen zuweilen benutzt worden sein, um durch das Rasseln böse Geister zu verschrecken.

9. Das bronzezeitliche Dorf Buch bei Berlin.

Das vorgeschichtliche Dorf bei Buch liegt auf einer diluvialen Erhöhung, die ringsum von Niederungen, Wasserläufen und Brüchen eingeschlossen wird, nordwestlich vom heutigen Dorfe auf dem gegenüberliegenden Ufer der Panke. Die ehemals besiedelte Fläche umfaßt etwa 160 000 Quadratmeter oder 64 Morgen und nimmt einen großen Teil der Erhöhung ein, die, aus Sand und Kies bestehend, nur hier und da von Wasserlöchern durchsetzt ist. Immerhin blieb für Garten- und Ackerbau genügend Raum zur Verfügung. Der Platz eignete sich ausgezeichnet zur Besiedlung. Er lag völlig trocken, bot Schutz gegen Überfälle, und die Versorgung mit Wasser machte keine Schwierigkeiten. Das Dorf war während der ganzen jüngeren Bronzezeit, also Jahrhunderte hindurch bewohnt. Wie groß die Zahl der Häuser gewesen sein mag, die hier zu gleicher Zeit eine Dorfgemeinde bildeten, ist nicht mehr genau zu ermitteln. Sicher ist aber, daß die Ansiedlung bei Buch unseren heutigen größeren Bauerndörfern an Größe nichts nachgab.

Die einzelnen Häuser lagen in der Regel nicht wie heute an einer Straße, sondern jeder baute sein Haus gerade so, wie es ihm gefiel oder wie er am besten Platz hatte. Die Giebelseiten der Häuser sind nach verschiedenen Himmelsgegenden gerichtet.

Die Häuser waren sämtlich vier eckig, aber nicht genau rechtwinklig gebaut. Die Wände wurden durch etwa 30 Zentimeter starke Holzpfosten gestützt. Diese Pfosten standen bis zu einem Meter tief in der Erde, zuweilen auf

einer Steinunterlage, und wurden seitlich mit Steinen verkeilt, um ihnen besseren Halt zu geben. Über der Erde werden sie also ungefähr zwei Meter hoch gewesen sein. Die senkrecht stehenden Pfosten wurden durch waagrecht übereinandergelegte dicke Baumstämme verbunden, die man mit Ruten an den Pfosten festband. Die Fugen zwischen den nur abgeschälten und allenfalls noch roh behauenen

Stämmen strich man mit

Lehm aus. Dieser war nicht mit Stroh, sondern mit kleineren Steinen vermisch. An den Ecken des Hauses kreuzten sich die Baumstämme und ragten, ähnlich wie beim Blockbau, über den Kreuzungspunkt hinaus. Das Haus wurde durch eine Mittelwand in einen größeren und einen kleineren Raum geschieden. Im größeren lag stets der Herd, während der kleinere nicht selten nur den Charakter einer Vorhalle hatte.

Der Herd bestand in den weitaus meisten Fällen aus vielen kleineren und größeren, sorgfältig gepackten Feldsteinen. Die Steine sind vom Feuer stark geschwärzt und durch anhaltende Einwirkung des Feuers teilweise so mürbe geworden, daß man sie zwischen den Fingern zerreiben kann. Neben dem Herde liegt häufig eine Grube, in welche die vom Herde abgeräumten Brandreste geworfen wurden. In unmittelbarer Nähe eines Herdes wurde ein sorgfältig behauener Stein gefunden, der augenscheinlich als Herdsitz gedient hat. Neben einem anderen Herde lag noch ein verkohlter Holzhaufen. In einigen Häusern waren große Tongefäße in den Boden eingelassen, um darin Vorräte aufzubewahren. In der Nachbarschaft eines großen Steinherdes fand sich eine Grube, die mit Eicheln gefüllt war. Die Eicheln waren enthülst, gespalten und geröstet; sie können also nur zur Nahrung gedient haben, was um so mehr anzunehmen ist, als sie mehrfach an Herdstellen angetroffen wurden. Auf den Herdstellen lagen allerlei Reste der Mahlzeit, namentlich Tierknochen und zwar neben den Knochen unserer heutigen Haustiere vor allem Reste vom Hirsch und Reh, aber auch von zahlreichen Vögeln. Die Abfälle der Küche und des ganzen Haushalts sind sorgfältig vergraben; sie scheinen also für

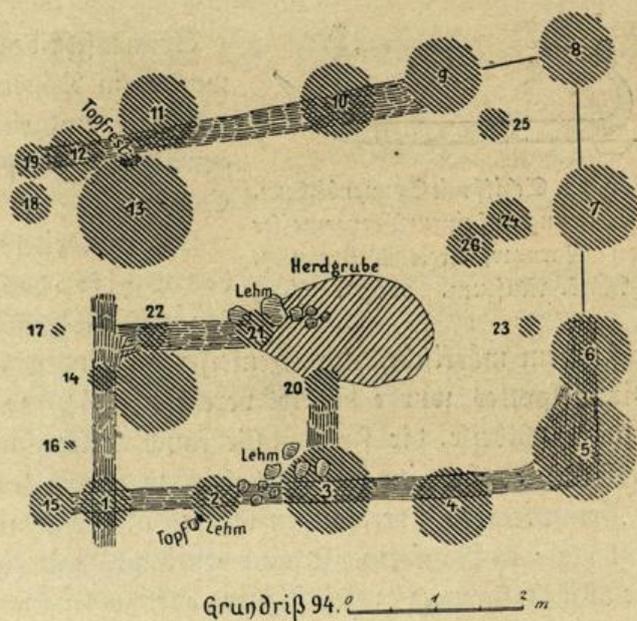


Abb. 33. Grundriß eines bronzezeitlichen Hauses von Buch, Kreis Niederbarnim.



Abb. 34. Bronzezeitliches Haus von Buch.
(Nach beobachteten Resten und Spuren wieder auf-
gebaut.)

den Ackerbau noch nicht nutzbar gemacht worden zu sein. Das Haus wurde rings von einem Zaun umschlossen.

Die Häuser waren, wie wir gesehen haben, schon fest gebaut. Sie boten Schutz gegen die Unbilden der Witterung, sogar gegen die stärksten Stürme. Erwärmt wurde das Haus durch das Herdfeuer. Bei dem offenen Herde durfte der Bodenraum von dem

Wohnraum nicht durch eine Decke getrennt werden, sonst hätte der Rauch nicht genügend Abzug gefunden. Die Giebel ragten höher empor als die Seitenwände. Das Licht empfing die Wohnung jedenfalls durch die offen stehenden Türen und von oben. Der Fußboden ist weder mit Holz noch mit Steinen oder Lehm bedeckt. Sehr häufig waren an einer oder an mehreren Seiten des Hauses schmale Räume vorhanden, die wahrscheinlich zur Aufbewahrung von Holzvorräten, Brettern, Leitern, Stangen und dergl. dienten. Die Begleitpfosten, welche die Wände dieser Gänge stützten, erwiesen sich zu meist schwächer als die Hauptpfosten des Hauses.

Im Innern eines Hauses konnten die Stützen für eine an der Wand entlang laufende Ruhebank nachgewiesen werden. Nicht selten befindet sich im Hause ein Mittelpfosten zur Stütze des Daches. Die Größe der Häuser schwankt zwischen 15 und 70 Quadratmetern. Neben einer großen Halle, die selber einen Steinherd im Hauptraume hatte, lag eine kleine Hütte mit zwei Steinherden, die den größten Teil des ganzen Raumes einnahmen. Es muß also ein Küchenhaus gewesen sein. Unmittelbar an diese erste Hütte schlossen sich sieben andere Häuschen von derselben Größe, deren jedes aber nur einen Herd besaß. Alle Hütten müssen gleichzeitig auf dem Platze gestanden haben; denn die Wände der einen stehen in gleichem Abstände von den Wänden der anderen (Abb. 35). Da wäre es wohl einfacher gewesen, allen Hütten eine gemeinsame Vorder- und Hinterwand zu geben und die einzelnen Räume nur durch je eine Wand zu trennen. Das widersprach aber augenscheinlich der damaligen Bauweise. Auch auf griechischem Boden und im alten Troja bestehen größere Paläste aus zahlreichen, aneinandergebauten kleineren Einzelhäusern, so daß nicht selten der eine Raum von anderen durch zwei Wände getrennt ist und selbst die Hauptwände das Gebäude nicht immer in geraden Linien durchschneiden.

Viehställe waren bei Buch bisher nicht zu bemerken. Dagegen befand sich etwa in der Mitte der Ansiedlung ein Platz, auf dem nie ein Haus gestanden haben kann; nur Spuren eines schuppenartigen Gebäudes waren vorhanden. In der Umgebung desselben lag eine ganze Reihe von Herdstellen, die große Mengen von Tierknochen aufwiesen. Jedenfalls hatte der freie Platz für Viehhaltung und Viehverwertung erhebliche Bedeutung.

Die ganze Ansiedlung bei Buch ist vor dem Beginn der Eisenzeit verlassen worden. Vielleicht haben die damaligen Bewohner das Dorf auf das jenseitige Pankeufer verlegt; vielleicht auch bricht die Besiedlung um diese Zeit jäh ab, um erst wieder in späterer Zeit an anderer Stelle einzusetzen. Spuren der früheisenzeitlichen Ansiedlung haben sich bis heute bei Buch noch nicht gefunden.

Jahrhunderte hindurch hat man von der ältesten Besiedlung bei Buch nichts gewußt. Die verlassenen Hütten waren wohl verbrannt oder nach und nach verfallen, und die Pflanzenwelt nahm von dem Plakz Besitz. Durch Pflanzenwuchs und Ackerbau wurde der obere Teil der Kulturschicht in Humus und Ackerkrume verwandelt. Die Humusschicht verlor im Laufe der

Zeit ihre schwarze Färbung, und die Kulturreste, die sie enthielt, wurden durch die Bebauung des Landes in unzählige Stücke zerteilt, so daß sie heute nur dem scharf prüfenden Auge bemerkbar sind. Wenn der Pflug einmal etwas tiefer griff, so riß er wohl einen Teil der schwarzen Kulturschicht mit nach oben, und in Buch erklärte man sich diese Reste als Spuren eines „Napoleonischen Lagers“ oder Spuren von „Manöverfeuern“.

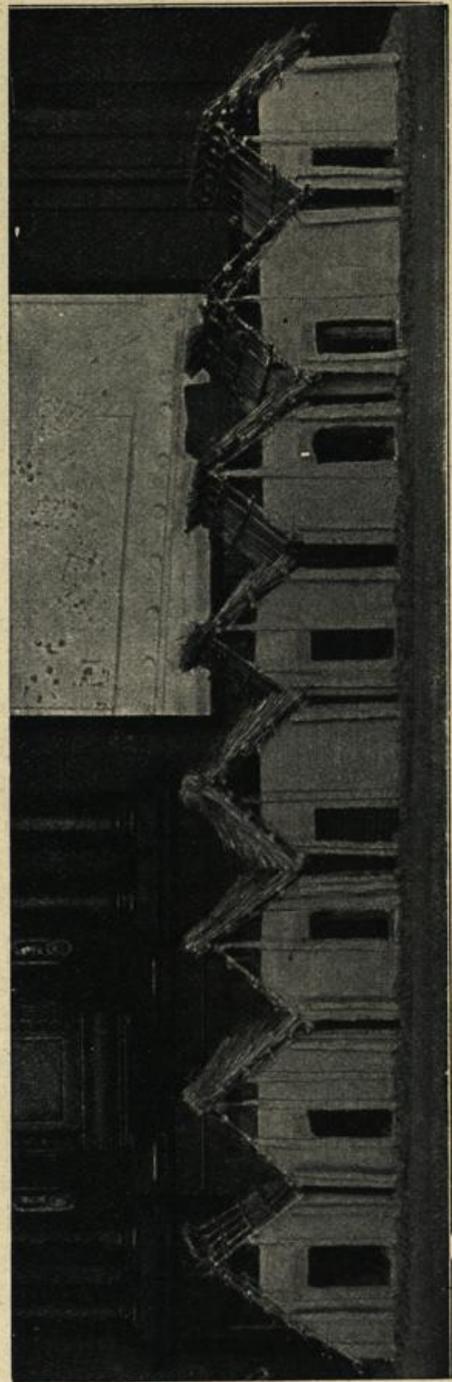


Abb. 35. Buch, Kreis Niederbarnim, 8 Hütten neben einer großen Halle.

Abb. 35. Buch, Kreis Niederparium, 8 Jurtten neben einer großen Spalte.

en
ur
as
ch
ez

Wird die Humusschicht in einer Stärke von 25—30 Zentimetern abgetragen, so stößt man auf die ebenso dicke alte Kulturschicht, die aus schwarzer Erde besteht, durch Häuserbrand und den Abraum der Herdstellen entstanden ist und Massen von Tierknochen, Holzkohle, Gefäßresten und allerlei Werkzeugen enthält. Wird auch die Kulturschicht abgehoben, so erscheint der hellgelbe kiesige Sand, der gewachsene Boden. Von ihm heben sich aber die einstigen Pfostenlöcher, die Herd- und Abfallgruben mit ihrer schwarzen Füllung deutlich ab. Auch Reste der Pfosten sind übrig geblieben. Der größte Teil ist zwar vergangen; aber durch die beim Eingraben der Pfosten in das Pfostenloch mit eingefüllte Branderde hat sich der vor dem Einsetzen angekohlte Pfosten lange erhalten und ist in besonders günstigen Fällen noch heute vorhanden. Steinherde finden sich in großer Fülle vor. Wo der Brand heftig gewütet hat, wurde der Lehmewurf ziegelartig hart gebrannt; während der Lehm sonst aufgeweicht ist, sind die gebrannten Brocken noch zu finden, lassen durch ihre Lagerung im Verein mit den Pfostenreihen und den Balkenspuren die Richtung der Wände erkennen und verraten uns durch ihre Eindrücke auch, wie die Wand gebaut war.

Gefäßreste und Werkzeuge sind in so großer Zahl gefunden worden, daß sie allein uns beinahe ein Bild der Kultur geben könnten.

Die Tongefäße der Ansiedlung von Buch stehen durch die Geschicklichkeit in der Bearbeitung des Tones sowohl wie durch den Reichtum der Formen und Verzierungen den Tongefäßen aus den Gräbern der Laufitzer Kultur nahe. Große Vorratsgefäße bis zu einer Höhe von $\frac{1}{2}$ Meter und kleine Fläschchen und Näpfchen, die nur wenige Zentimeter hoch sind, Bruchstücke aller Formen vom rohesten Topfe bis zum sorgfältig gearbeiteten Buckelgefäß, Deckel mit jeder möglichen Verzierung umgrenzen den überaus reichen Formenkreis der Tonware.

Steinbeile und Steinhämmer wurden in Buch nicht selten verwendet, aber bei weitem häufiger sind Knochengerate. Hirschhornhacken dienten zur Beackung des Bodens, Pfrieme aus Knochen bei Bearbeitung der Felle und zur Herstellung der Kleidung; spatelförmige Spitzen fanden wahrscheinlich auch Verwendung bei der Verzierung der Tongefäße. Knochenperlen reihte man zu Halsketten aneinander. Griffe der Handwerksgeräte und Paradestäbe sind ebenfalls aus Knochen hergestellt. Aus Knochen ist auch eine Backenstange vom Pferdegebiß geschnitten, die dreimal durchbohrt ist, einmal in der Mitte von rechts nach links zur Befestigung des durch das Maul gezogenen Gebisses, und zweimal, oben und unten, von vorn nach hinten zum Durchziehen der Zügelenden.

Bronze ist verhältnismäßig seltener angetroffen worden. Das ja auch heute kostbare Metall wurde sorgfältig verwahrt. Die Bruchstücke zerbrochener Geräte hat man sicher zu neuen Werkzeugen oder Schmuckstücken umge-

schmolzen. Dennoch ging hin und wieder ein wertvolles Stück verloren, und neben kleineren und größeren formlosen Bronzeresten wurde ein etwa 40 Zentimeter langer, kantiger Bronzedraht, eine Bronzepunze, die zum Einschlagen der Verzierungen auf Bronzegeräten diente, mehrere gut erhaltene und einige zerbrochene Nadeln, außerdem ein vollständig erhaltenes Bronzemesser mit aufwärts gebogener Spitze und die lange, durchbohrte und auf dem sehr breiten Ende verzierte Nadel einer großen Bronzefibel gefunden.

Messer und Nadel sind allein schon kleine Kunstwerke. Daß man aber versuchte, auch aus Ton kunstvolle Gebilde herzustellen, dafür zeugen zwei Lampen, denen man die Gestalt eines Vogels und eines vierbeinigen Tieres mit langem Halse, also wohl eines Salamanders, gegeben hat. Am merkwürdigsten sind fingerlange Tonfiguren, die Hundeköpfe darstellen.

So gönnen uns die Spuren des vorgeschichtlichen Dorfes bei Buch nach allen Seiten hin Einblick in das Leben und Treiben der Bevölkerung während der Bronzezeit.



Abb. 36. Wendelring aus Bronze von Werder a. H. Märkisches Museum. 25008. $\frac{1}{4}$.

III. Die vorrömische Eisenzeit.

1. Die Lausitzer Kultur.

Der Name „Lausitzer Typus“ rührt von Rud. Virchow her. Er bezeichnet einen Kulturkreis, der zuerst namentlich in der Lausitz aus großen Gräberfeldern ans Tageslicht gefördert wurde. Bald stellte sich allerdings heraus, daß das Verbreitungsgebiet dieses Kulturkreises sich nicht auf die Lausitz beschränkte, sondern daß außer dem östlichen und südlichen Teile der Mark, namentlich Anhalt und Sachsen, Böhmen, Schlesien und Posen zahlreiche Fundstätten derselben Kultur aufweisen. Beziehungen lassen sich bis nach Ungarn, ja sogar bis nach Troja hin feststellen. Trotzdem hat der Name „Lausitzer Kultur“ von seinem Ansehen kaum etwas eingebüßt.

Der „Lausitzer Kultur“ gehören beinahe zahllose, oft viele Morgen große Urnenfelder an. Häufig hat man auch hier die mit Steinen gepflasterte oder aus festgestampftem Lehm hergestellte Leichenverbrennungsstätte gefunden. Die mit den Leichenbrandresten gefüllten Urnen stehen entweder in Hügeln oder in Flachgräbern mit und ohne Steinpackung. In Beigefäßen sind diese Gräber oft sehr reich, an Metallbeigaben dagegen zumeist arm.

Die Keramik der „Lausitzer Kultur“ ist uns nicht nur aus Gräbern, sondern auch aus Burgwällen bekannt. Die Träger der Lausitzer Kultur sind also zugleich die Erbauer einer ganzen Reihe von älteren märkischen Befestigungen, die später übrigens sehr häufig wieder besetzt und verteidigt wurden. Zu diesen Burgwällen mit einer älteren und einer jüngeren Schicht gehören z. B. der Schloßberg bei Burg im Spreewalde und die Römerschanze bei Potsdam. Die Tongefäße der Lausitzer Kultur sind sämtlich mit der Hand, also ohne



Abb. 37. Buckelgefäße von Jessen-
Fürst, Kr. Sorau.
Märk. Mus. 15 616/7^{1/7}.



Abb. 38. Etagengefäß
mit Buckeln. Spremberg.
Märk. Mus. 7504. ^{1/3}.

Anwendung der Töpferscheibe geformt. Der Ton ist mit Steinchen vermischt. Die staunenswerte Mannigfaltigkeit der Formen und Verzierungen zeugt von Vielseitigkeit und Geschicklichkeit der Verfertiger und zugleich von einer Freude an diesem Formenreichtum, die zuweilen einen Hang zu Spielereien verrät und zu allerlei Seltsamkeiten ausartet.

Die älteren Buckelgefäße gehören der mittleren Bronzezeit an. Die jüngeren Gräber reichen etwa bis zum 5. Jahrhundert vor Christi Geburt hinab und leiten so hinüber in die Eisenzeit. Den jüngsten Formen sind die aus dem Gräberfelde von Billendorf im Kreise Sorau zuzurechnen.

Dieser Urnenfriedhof lag etwa 1 Kilometer weit von Billendorf entfernt auf einer Erhöhung, die nach Osten zu sanft ansteigt, deren Abhang also nach Westen gerichtet ist. Das Gräberfeld umfaßte einen Flächenraum von fünf bis sechs Morgen. Soweit es mit Wald bestanden war, wölbten sich über den Gräbern noch häufig kleine Hügel. Auf dem seit langer Zeit beackerten Teile des Friedhofes wären diese Hügel längst eingeebnet worden, selbst wenn sie einst vorhanden waren, was sich nicht mehr feststellen ließ. Im westlichen Teile lagen die Gräber, sechs bis neun Schritte voneinander entfernt, in Reihen, die sich von Norden nach Süden hinzogen. Weiter nach Osten zu herrschte eine andere Ordnung der einzelnen Begräbnisstätten vor. Mehrere Gräber waren rings um ein Grab herum angelegt.

Zuweilen standen die Grabgefäße frei in der Erde, zumeist aber hatte man sie mit einer Steinpackung umgeben. In den einzelnen Gräbern fand man größere Tongefäße, welche die Reste des Leichenbrandes enthielten. Oft waren in einem und demselben Grabe mehrere solcher Urnen vorhanden. Die Urne ist fast immer mit einem schüssel- oder tellerartigen Deckel verschlossen worden. Über diesem befand sich in vielen Fällen noch ein flacher Deckstein, der das Gefäß schützen sollte, es aber, wenn die Packung ungeschickt angelegt war, häufig zerdrückte. Um die Urnen herum wurden, häufig zu einem Halbkreise geordnet, kleinere und größere Beigefäße gestellt. Ihre Zahl schwankt; doch sind gar nicht selten 10—20 Gefäße in einem Grabe gezählt worden. In

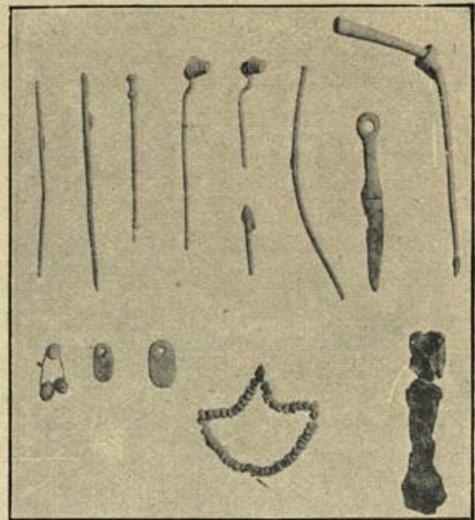


Abb. 39. Beigaben vom Gräberfelde von Billendorf. $\frac{1}{5}$.

Obere Reihe: Nadeln und Messer aus Bronze. Untere Reihe: 3 Tonperlen, 2 durchlochte Anhänger (Steine), 1 Arm-
band aus Tonperlen; Hohlbeil aus Eisen.
Märkisches Museum.

einem Falle waren es mehr als dreißig; da einige Gefäße zerbrochen waren, läßt sich die Zahl nicht mehr genauer bestimmen. Unter den Beigaben kommen hier besonders häufig die Doppelgefäße vor. Merkwürdig ist, daß in einer großen Zahl von Schalen je eine kleine Kanne oder Flasche zu finden war. Diese Flaschen treten in allen möglichen Größen auf, die kleinste ist 3 Zentimeter, die größte 15 Zentimeter hoch. Zuweilen lag in der Schale anstatt der Kanne eine Tasse, die oft mit einem Henkel versehen ist. In einzelnen Fällen fand man in einer größeren Schale auch ein Horn, aus Ton gebrannt und immer sorgfältig verziert. Die eigenartigsten Tongefäße, die in Billendorfer Gräbern sehr häufig vorkommen, sind Räuchergefäße. Sie standen fast immer auf einem flachen Tonteller. Ihr Fuß ist durchbrochen, und der untere Teil steht mit dem oberen durch eine Öffnung in Verbindung. Der obere Teil ist schalenförmig erweitert; er trägt am Rande mehrere Zapfen, so daß eine Schale, die in das Räuchergefäß gestellt wurde, nicht unmittelbar auf dem Rande ruhte, sondern genügend Raum ließ für den Durchzug der Luft. In den Gräbern wurden auch Kinderklappern gefunden.

Die Beigefäße haben sicher einmal Speise und Trank enthalten, die man dem Begrabenen mit auf den letzten Weg geben wollte. Von den Resten hat sich nichts erhalten; wohl aber sind andere Beigaben, die man dem Verstorbenen als letzte Liebesgabe mit ins Grab legte, unverfehrt geblieben.

Neben einer Schale lag in einem Grabe ein Bronzemesser; Bronzenadeln kommen häufiger vor. Perlen aus Ton, Glas oder Bronze sind mehrfach beobachtet worden; ein ganzer Schmuck von 51 roten, schwarzen und grauen Perlen wurde in einer Urne zwischen den Resten des Leichenbrandes gefunden. Steinamulette erinnern an Zauber und Aberglauben. Bronze- und Eisendraht, Dreiringe, ein Steinbeil und ein Bronzeknopf stellen die sonstigen Beigaben dar. Es ist nur wenig, was die vielen Gräber an Schmuck und Geräten geliefert haben. Gold fand sich nur in einem einzigen kleinen Stückchen vor. Interessant sind aber noch einige Webstuhlgewichte, die teils frei in der Erde, teils in einer Schale lagen.

Außer den Gräbern wurden auf dem Friedhofe zwei etwa 15 Schritte voneinander entfernte Stellen aufgedeckt, die in der Tiefe mit größeren Steinen gepflastert waren, zwischen denen Branderde lag und die vom Feuer ganz mürbe geworden waren. Offenbar haben wir es hier mit zwei Leichenverbrennungsstätten zu tun.

Der Lausitzer Kultur gehört die Kultfigur von Dörschel im Kreise Landsberg an. Diese Figur wurde in einem jüngeren Lausitzer Gräberfelde mit anderen Gefäßen zusammen gefunden. Der Kopf zeigt Augen, Mund, Nase, durchbohrte Ohrmuscheln und hat Ähnlichkeit mit einem Widderkopf. Der lange Hals ist mit Ringen und Binden verziert; die gebogenen Arme tragen eine ebenfalls verzierte Schale, deren Höhlung mit dem Innern der Figur



Abb. 40. Kultfigur von Dechsel.

durch eine kleine Öffnung in Verbindung steht. Gewand² und Rücken der Tonfigur sind mit Linien und Tupfen versehen.

2. Der Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit.

Das Alter des Eisens wurde bis vor kurzem noch bedeutend überschätzt. Die handwerksmäßige Bearbeitung des Eisens und seine allgemeine Verwendung zu Geräten und Waffen setzt sowohl in Ägypten wie in Vorderasien und in den alten Kulturländern Europas frühestens in der letzten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends ein. Der älteste Eisenfund der Mark

entstammt dem Königsgrabe von Seddin und gehört etwa dem Jahre 1000 vor Ehr. an. Damals war Eisen noch kostbar; erst einige Jahrhunderte später wurde es zur Herstellung von Schmuck und noch später zur Herstellung von Waffen und Geräten allgemein verwendet. Seit dem achten oder siebenten vorchristlichen Jahrhundert fand das Eisen bei uns weitere Verbreitung. Das war ungefähr dieselbe Zeit, als am Ausgange des nordischen Bronzezeitalters einzelne Ausläufer der südlichen Hallstattkultur den Weg nach dem Norden fanden, und so tragen die Altertümer aus der Übergangsperiode von der Bronze zur Eisenzeit vielfach Hallstattgepräge. Die Hallstattkultur hat ihren Namen von dem überaus reichen Gräberfelde bei Hallstatt im Salzburgerischen. Der frühesten Eisenzeit gehören ja auch die Ausläufer der Lausitzer Kultur an.

Wie kostbar das neue Metall gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß es oft als Schmuck verwendet wurde; namentlich Kettchen, aus kleinen eisernen Gliedern bestehend, sind ziemlich häufig. Daneben kommen natürlich noch Bronzeschmucksachen vor. Nach und nach wird Eisen in immer größerem Umfange verwendet.

3. Der Goldfund von Bettersfelde im Kreise Guben.

Im Jahre 1882 wurden auf der Feldmark von Bettersfelde beim Pflügen Altertümer von höchstem Werte und von bedeutendem kulturgeschichtlichen Interesse gefunden. Wahrscheinlich lagen die Gegenstände ursprünglich in einem großen Tongefäße; wenigstens hat man noch Reste eines solchen beobachtet. Die einzelnen Stücke sind ohne Zweifel nicht in der Mark angefertigt worden. Der ganzen Arbeitsweise und dem Stile nach entstammt der Goldfund einer altgriechischen Werkstatt in den Kolonien am Schwarzen Meere und ist jedenfalls als Prachtrüstung für einen Skythenkönig gearbeitet worden, was sich aus der Geschmacksrichtung, namentlich der Tierornamentik, vermuten läßt. Da der Fund ungefähr in die Zeit um 500 vor Ehr. gesetzt werden muß, so ist es nicht ausgeschlossen, daß wir das Denkmal eines Einbruchs skythischer Horden aus Südrußland vor uns haben, die durch die kriegerischen Ereignisse ihrer Heimat, namentlich durch die Züge der Perserkönige gegen die Griechen, nach Nordwesten abgedrängt wurden. Einer der Führer dieser Horden könnte bei Bettersfelde sein Grab gefunden haben, das nicht weniger glänzend ist als das etwa 1000 Jahre jüngere Grab Marichs im Busento. Neuere Beobachtungen machen es jedoch wahrscheinlicher, daß die Rüstung dem Skythenkönig abgenommen und im Hause eines märkischen Edlen verwahrt wurde. So wäre der Fund von Bettersfelde eine Erinnerung an den ältesten Einbruch asiatischer oder halbasiatischer

Fisch war vermutlich als Schildzeichen an der Oberseite eines Schildes angebracht.

Die kostbare Brustzierplatte besteht aus vier größeren Kreisen, die um einen kleineren Kreis herum liegen. Alle Mittelpunkte sind durch Buckel aus Goldblech verziert. Die der vier größeren Kreise sind von Tiergestalten umgeben. Löwe und Hirsch, Hund und Hase, Stier und Löwe im Ansprunge gegeneinander, Panther und Eber, zwei Widder, Steinbock und Schakal und zweimal zwei im Ansprunge gegenüberliegende Panther stellen den reichen Tierschmuck dieses Kunstwerkes dar.

Auch der Beschlag einer Schwertscheide mit augenartigen Ausschnitten ist mit Tieren, die demselben Anschauungskreise angehören, geschmückt. Panther und Eber, Löwe und Hirsch, Fische und ein laufender Löwe neben einer sternförmigen Blüte zieren dieses Prachtstück. Vom Schwerte ist nur der kostbare Griff mit herzförmigem Abschluß und ein Rest der Eisenklinge erhalten, dagegen ist die lange, kunstvoll gearbeitete Schwertkette fast vollständig vorhanden. Die Rüstung wird vervollständigt durch eine goldene, reich verzierte Dolchscheide. Die Klinge, ganz von Eisen, ist ebenfalls gefunden worden. Am Gürtel wurde der oben in Gold gefaßte Schleifstein getragen.

Als Schmuckgegenstände waren ein aus drei Kapseln bestehendes, unten durch eine vierblättrige Blüte abgeschlossenes Ohrgehänge, ein Armring mit Schlangenkopf, ein großer Halsring mit flachen, zusammengelöteten Enden und ein kleines, in Gold gefaßtes Steinbeil zu nennen.

4. Die Kultur der letzten vorchristlichen Jahrhunderte.

Während der letzten Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung steht ein großer Teil der europäischen Länder und Völker unter dem Einflusse der keltischen Kultur. Träger dieser ganz hervorragenden Eisenkultur waren die Kelten, jenes den Germanen und Römern nahe verwandte indogermanische Volk, das in den letzten Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung alle seine Nachbarn an politischer Bedeutung übertraf, im Jahre 387 unter Brennus Rom in Asche legte, die Pyrenäenhalbinsel, Norditalien, den Norden der Balkanhalbinsel, Süddeutschland und einen großen Teil Mitteldeutschlands beherrschte und auf seinen siegreichen Zügen bis nach Kleinasien gelangte, wo der Name der Landschaft Galatien auch später an die Gallier oder Kelten erinnert.

Durch die griechische Kolonisation in Südgallien, namentlich durch das schnell aufblühende Massilia (Marseille) waren die Kelten in Berührung mit der griechischen Kultur gekommen, und es entwickelte sich auf dem Boden Galliens jene eigenartige Kultur, die sich durch die zahlreichen Kriegszüge

der Kelten schnell verbreitete, aber weit über die politische Einflußzone der Kelten hinaus bis ins Innere von Deutschland, also auch bis in die Mark hinein, ja nach Norddeutschland und Schweden vordrang und in all diesen Gebieten die vorher herrschenden Kulturen ablöste oder so völlig durchdrang, daß von der Hallstattkultur nur schwache Nachklänge übrig blieben. Von einer politischen Herrschaft der Kelten über die Germanen in unseren Gegenden ist keine Rede, wohl aber von starken, übertragenden Einflüssen.

Eine genaue Datierung der Funde aus dieser Zeit ist im allgemeinen leicht, da sich neben Waffen und Geräten häufig Werke griechischen Kunsthandwerks gefunden haben, und sogar keltische Münzen, „Regenbogenschüsselchen“, als Nachahmung griechischer, namentlich mazedonischer Gepräge, geben uns nicht selten Aufschluß über die Zeitstellung. In späterer Zeit treten dann noch römische Waren und römische Münzen hinzu.

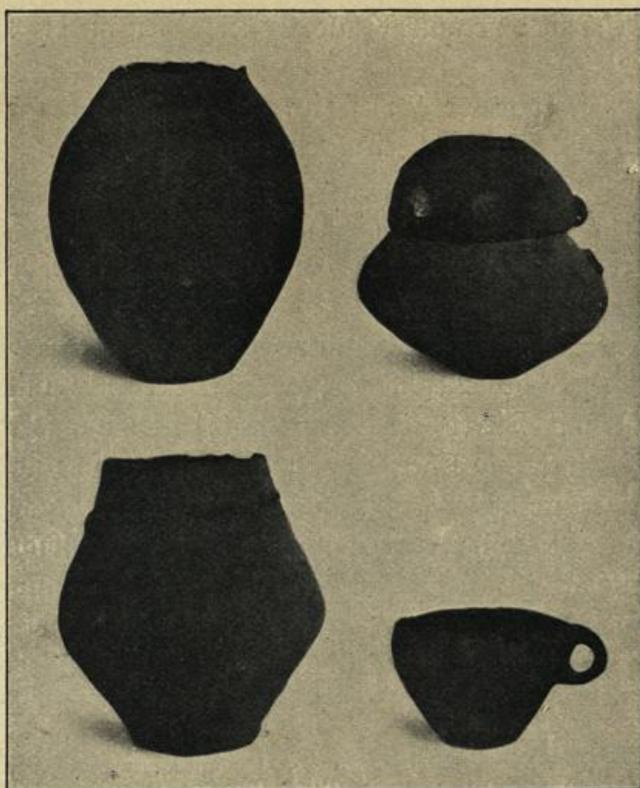


Abb. 42. Longgefäße aus dem Gräberfelde von Südbende, Kr. Lettow.

Märk. Mus. 22975. 23509/10. 23527. 23521. $\frac{1}{8}$.

5. Das Gräberfeld von Behlesanz im Kreise Osthavelland.

Fast alle eigentümlichen Erscheinungen der letzten Jahrhunderte finden wir auf dem Friedhof von Behlesanz vertreten. Die großen Urnen sind zumißt roh gearbeitet und selten verziert. Auch die Beigefäße zeigen ähnlichen Charakter. Da die Leichen auf der Verbrennungsstätte mit allen Habseligkeiten, die man dem Toten mitgab, eingäschert wurden, so ist wenig übrig geblieben; was aber übrig blieb, hat unter der Glut des Feuers so gelitten, daß es fast unkenntlich geworden ist. Die Schmuckstücke aus Bronze und Eisen sind vielfach zu formlosen Klumpen zusammengeschmolzen. Dem Auge eines Beschauers, der nach schönen Erzeugnissen des Kunsthandwerks sucht, bieten

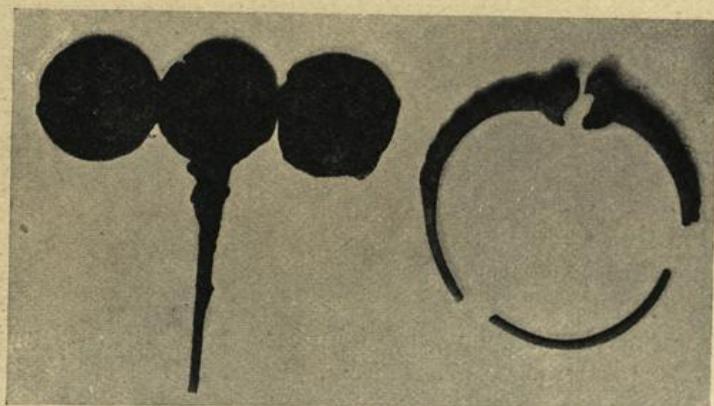


Abb. 43. Schildnadel
aus Eisen.
Märk. Museum. 20083.
Behlefanx, Kreis Osthavelland.

Abb. 44. Halsring aus Bronze
mit halbkugeligen Enden.
Märk. Mus. 18519.

diese Funde wie die Funde der meisten Gräber dieser Zeit wenig. Wer aber sehen und lernen will, wie es einst in längst vergangenen Tagen der Vorzeit bei germanischen Leichenbegängnissen zugegangen ist, der wird aus diesen größtenteils zerstörten Altertümern dasselbe herauslesen, was uns Tacitus im 27. Kapitel seiner „Germania“ erzählt, nur daß uns hier die Dinge selbst vor Augen stehen, ohne schmückendes Beiwerk, ohne Beschönigung — ganz so, „wie es einst gewesen ist“.

Auf den in den Urnen liegenden, sorgsam gesammelten Knochenresten findet sich hier und da eine Nadel oder der Rest eines Hals schmuckes, der aus lauter an Schnüren aufgereihten Bronzeröhrchen bestand. Zuweilen ist eine noch einigermaßen erhaltene Nadel nicht mit auf dem Scheiterhaufen gewesen, sondern erst nach der Verbrennung von lieber Hand auf die letzten Reste des Verstorbenen gelegt worden. Ein Halsring, stark mitgenommen, mit hohlen Wülsten und halbkugeligen Enden erinnert an die Form der uns von klassischen Bildwerken her bekannten keltischen Halsringe (Torques). Einen ähnlichen Ring trägt auch „der sterbende Gallier“. Manlius nahm solchen Ring dem überwundenen Feinde ab und erhielt dafür den Ehrennamen Torquatus.

Eigenartig sind die großen eisernen Schildnadeln mit drei umfangreichen Eisenplatten und kropfartiger Ausbiegung am Halse, an der zuweilen noch ein kleiner eiserner Ring hängt. Die Ausbiegung am Halse ist übrigens nicht nur bei den großen Schildnadeln vorhanden; sie ist im Gegenteil allen Eisennadeln dieser Zeit eigentümlich. Der „Kropf“, der das Herausfallen der Nadel aus der Gewandfalte verhindert, ist eine Erbschaft, die von den Schwanenhalsnadeln der Hallstattzeit herrührt.

Auf dem Gräberfelde von Behlefanx fanden sich in einer Reihe von Ge-

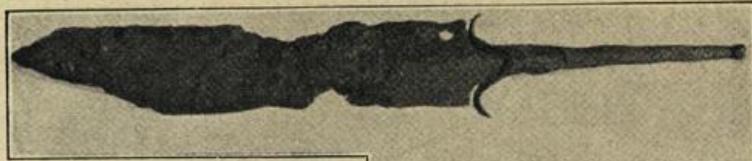


Abb. 45. Eisenschwert aus
den letzten vorchristlichen
Jahrhunderten.



Unten: Beschlag einer Scheide zum Durchziehen des Lederriemens. Rampitz, Kr. West-
sternberg. Märk. Museum. 14458 u. 14476. $\frac{1}{5}$.

fäßen Bronzeohrringe von der Gestalt eines aufgeblähten Segels, an denen
meist blaue oder weiße Perlen getragen wurden. Diese Segelohrringe sind
während der letzten vorchristlichen Jahrhunderte häufig gewesen. In einer
einzigsten Urne von Storkow im Kreise Templin lagen nicht weniger als dreizehn.

Das Gräberfeld von Breddin, Kr. Ostprignitz.

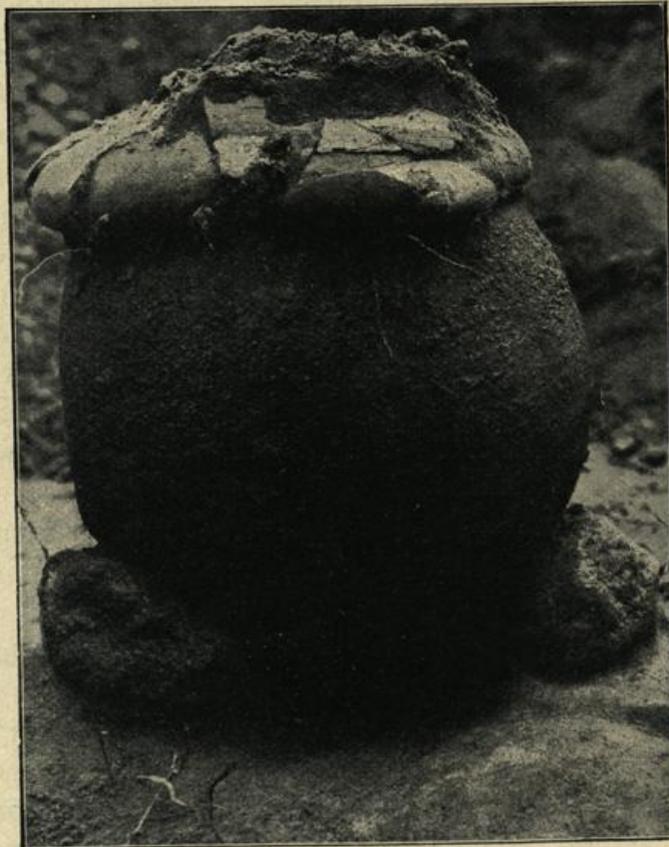


Abb. 46. Urnengrab von Breddin. Die mit einem Deckel
versehene Urne ist durch drei Steine gestützt. Märk. Mus. II. 24 805/6.



Abb. 47. Graburne von Breddin in einer Steinpackung.
Märk. Mus. $\frac{1}{15}$. Grab E₁a.

Das Dorf Breddin liegt an der Berlin-Hamburger Eisenbahn. Vom Dorfe aus steigt das Gelände nach Südosten zu ganz allmählich an, um an den „Wiesenbergen“ plötzlich in ziemlich steilem Abhange zur weiten, fruchtbaren Täligniederung abzufallen. Die Fruchtbarkeit der Wiesengründe ist eine der Ursachen für die starke Besiedlung in vorge-

schichtlicher Zeit gewesen. Schon immer sind an den Wiesenbergen bei Breddin Urnen gefunden worden. Zumeist wurden sie durch Mutwillen oder Unverstand zertrümmert, und zahlreiche Gräber sind im Walde, der den Abhang bedeckt, ausgeraubt und zerstört worden. Erst 1912 wurde diesem Treiben Einhalt getan. Das Märkische Museum hat in den letzten Jahren vor dem Kriege umfangreiche Grabungen vorgenommen und dabei nicht nur wichtige Funde zutage gefördert, sondern vor allem eine große Zahl von bedeutsamen, für die Vorgeschichtswissenschaft und unsere Kenntnis der germanischen Frühzeit wertvolle Beobachtungen machen können.

Die große Bedeutung des Breddiner Gräberfeldes beruht darauf, daß an diesem Platze ununterbrochen etwa 1300 Jahre hindurch begraben worden ist. Die lückenlose Besiedlung setzt etwa in der mittleren Bronzezeit, also schon um 1400 vor Chr. ein und dauert bis zum 1. vorchristlichen Jahr

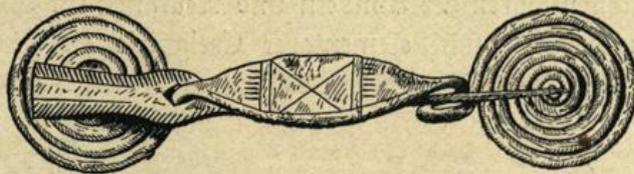


Abb. 48. Spiralfibel von Breddin. Bronze. $\frac{1}{10}$. Märk. Mus. II 24541.

hundert. Aus allen zwischen diesen Endpunkten liegenden Zeitaltern haben sich Altertümer feststellen lassen. Die ältesten Gräber finden sich oben am Waldrande auf den Wiesenbergen. Je weiter den Abhang hinunter, je jünger sind die Gräber, und unten am Wege, fast unmittelbar am Wiesenrande finden wir die jüngsten Grabstellen. Während oben in bronzezeitlichen Begräbnissen Spiralfibeln vorkommen, aus denen sich die Plattenfibeln

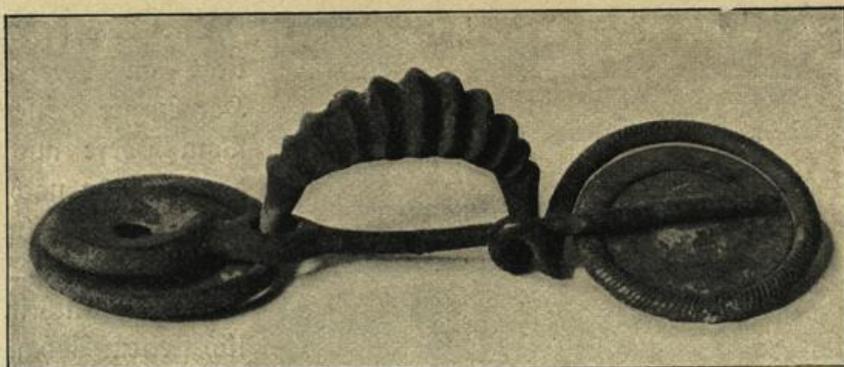


Abb. 49. Übergangsform der Spiral- zur Plattenfibel. Bronze. Nat. Gr.
Breddin. Märk. Mus. II 23 982.

entwickeln, treten weiter abwärts die Schwanenhalsnadel der frühen Eisenzeit und noch weiter nach unten die Fibel aus dem 4. vorchristlichen Jahrhundert auf.

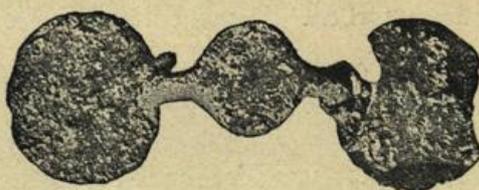


Abb. 50. Plattenfibel von Breddin. Bronze. $\frac{5}{7}$. Märk. Mus. II 24 543.

Neben und nach den verschiedenen Formen der eisernen Gürtelhaken und zahlreichen Segelohrringen kommen sogar noch Fibeln des vorletzten und letzten vorchristlichen Jahrhunderts vor. Etwa um 100 vor Christo bricht die Besiedlung ab.

Das ist die Zeit, da die aus dem Norden, aus Jütland und Holstein ausrückenden Germanenscharen der Kimbern und Teutonen im Elbtal aufwärts wandern und mit der Wucht elementarer Ereignisse die germanische Be-

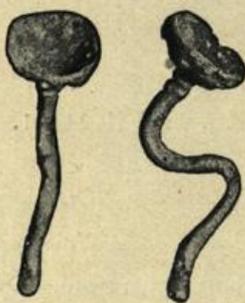


Abb. 51 a u. b. Schwanenhalsnadel v. Breddin. Bronze.
 $\frac{3}{4}$. Märk. Mus. II 24 539.

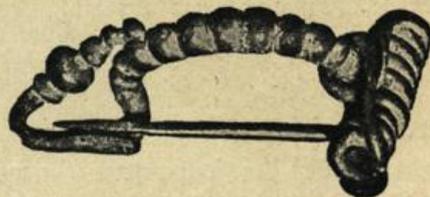


Abb. 52. Bronzefibel aus dem 4. Jahrh. v. Christo. Breddin. $\frac{5}{6}$. Märk. Mus. II
24 538.



Abb. 53. Eisensfibel aus dem letzten und vorletzten Jahrh. vor Chr.
Breddin. Märk. Mus. II 24 867.

völkerung auch dieser Gegenden in unaufhaltsamem Drange nach Süden mit sich fortreißen. Infolge dieser Abwanderung großer Teile des hier siedelnden Stammes bleiben nur noch Reste der einst so zahlreichen Bevölkerung zurück. Sie suchen Schutz in der schwer zugänglichen Niederung, und so finden wir eine kleine Dorfanlage etwa aus dem Beginn unserer Zeitrechnung auf einer rings von nassen Wiesen umgebenen Erhöhung, einem Horst, in der Nähe von Stüdenitz. Auf diesem Horst gelang es, den Grundriß eines Hauses freizulegen, in dessen Gruben überall Gefäßreste mit Rädchenmustern gefunden wurden.

Die Gräber auf dem Friedhofe bei Breddin sind ausnahmslos Brandgräber. Von der mittleren Bronzezeit an bis fast zum Beginn unserer Zeitrechnung wurden hier die Toten verbrannt und die Reste des Leichenbrandes in eine Urne gelegt. Zumeist waren die Grabgefäße von Steinen umstellt. Schmuckstücke oder Gebrauchsgegenstände wurden in das Gefäß gelegt, und so finden wir denn Nadeln, Knöpfe, Perlen, Gürtelhaken, Ohrringe, und Messer den Knochenresten beigegeben. Grab liegt bei Grab, und beinahe der ganze Abhang ist belegt. Die Zahl der Gräber läßt sich bei der unregelmäßigen Anlage nicht annähernd schätzen. Die Wohnstätten der einst hier siedelnden Bevölkerung ließen sich ebenfalls am Abhange, nicht weit von den Gräbern feststellen.

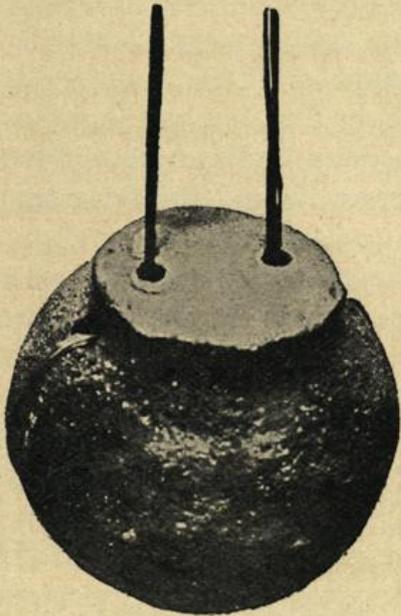


Abb. 54. Tongefäß von Breddin. Der Deckel schließt die Öffnung des Gefäßes, sobald die Schnur straffgezogen wird.
Märk. Mus. II 24 537.

Die Entwicklung der Formen läßt sich auf dem Gräberfelde von Breddin am besten an den Fibeln verfolgen (Abb. 46 bis 55). Diese Entwicklung schreitet lückenlos vorwärts und ist ein Beweis dafür, daß die Germanen schon 1400 Jahre vor Christi Geburt im Elbtal gewohnt haben. Irgend ein Abbrechen der Kultur durch Einwanderung eines neuen Volkes ist nicht zu beobachten. So sind die Funde von Breddin sichere Zeugen germanischer Kultur aus anderthalb Jahrtausenden vor Beginn unserer Zeitrechnung.

IV. Die römische Kaiserzeit.

(1—500 n. Chr.)

1. Das Auftreten der Römer am Rhein und an der Donau.

Während der letzten Jahrhunderte vor dem Beginn unserer Zeitrechnung treten unsere Urväter, die Germanen, in das Licht der Geschichte. Die römischen Schriftsteller geben uns, wenn auch sehr lückenhafte und oftmals sehr unklare, so doch dankbar entgegengenommene Berichte über die Sitten und Zustände unseres Vaterlandes und seiner Bewohner. Im Jahre 113 v. Chr. waren die Kimbern an den Grenzen des römischen Reiches erschienen. Die Züge der Kimbern und Teutonen am Nordfuße der Alpen entlang und ihre verheerenden Einbrüche in Gallien erschütterten die in Süddeutschland und im heutigen Frankreich wohnenden keltischen Stämme derart, daß es Cäsar verhältnismäßig leicht wurde, die einst so kriegerischen Kelten völlig zu unterwerfen und die Grenze des römischen Weltreiches bis an den Rhein vorzuschieben. Während die Kelten im Innern Galliens sich der römischen Macht beugen mußten, unterlagen die Grenzstämme am Rhein und an der Donau dem Ansturm germanischer Scharen. Zwischen Römern und Germanen sind die Kelten zerrieben worden. Und Römer und Germanen standen sich seit der Vernichtung der Kelten unmittelbar gegenüber. Es beginnt das Zeitalter der blutigsten Kämpfe. Auf der einen Seite steht das gewaltige Rom als Weltmacht mit all den Hilfsmitteln seiner reichen Provinzen, dem größten Teile der damals bekannten Welt, und seiner hohen Kultur. Auf der anderen Seite ein großes, kriegsgewaltiges, aber in viele Stämme zerrissenes Naturvolk mit dem todesmutigen Drange, seine Heimat und seine Freiheit zu verteidigen. Rom entsendet seine besten Feldherren, einen Drusus, einen Tiberius. Im Herzen Deutschlands ersteht seinem Volke ein Held wie Arminius. Lange schwankt der Kampf. Endlich nach der furchtbaren Niederlage des Varus im Teutoburger Walde [9 n. Chr.] und nach den letzten kampfhaften, aber vergeblichen Versuchen des Germanicus gibt Rom seine Eroberungspolitik den Germanen gegenüber auf [17 n. Chr.]. Der Rhein ist wieder — wie schon zu Cäsars Zeit — die Grenze und bleibt es, von einigen Streifen am Oberrhein und am Taunus abgesehen, solange die Germanen diese Grenze achten. Selbst der Limes, der römische Pfahlgraben, bedeutet ja nur den endgültigen Verzicht der Römer auf weitere Eroberungen [80—250]. Als das Römerreich morscher und morscher wurde und Rom seine Grenzen nicht

selber verteidigen konnte, diese Arbeit vielmehr den „Barbaren“ überließ, da wurde im Sturme der Völkerwanderung das Römerreich eine sichere Beute der Germanen, die mit der Urkraft der Natursohne das Weltreich zertrümmerten. Der Limes wurde genommen [259/60], die Germanen überschritten den Rhein [406], und das alte Rom sank unter den Schwertstreichem germanischer Krieger in Staub.

Der Schauplatz der römischen Eroberungskriege war das westliche und südliche Deutschland. Die Mark blieb von dem Ringen der aufstrebenden Germanen mit den absterbenden Römern zunächst unberührt. Schwerlich hat je der Fuß eines römischen Kriegers die märkische Heimat betreten, und niemals hat eine römische Kriegerschar, wie man das früher glaubte, die Mark unsicher gemacht. „Römerschanzen“ und „Römerkeller“ haben mit den Römern nichts zu tun. Wohl aber wurde auf den Schlachtfeldern des Westens auch das Schicksal der Mark entschieden. Und bei wichtigen Ereignissen der deutschen Frühgeschichte spielte die Mark und spielten Märker eine Rolle.

Jene suebischen Scharen, die Ariovist über den Rhein führte, setzten sich aus germanischen Stämmen zusammen, die größtenteils aus dem Innern oder wohl gar dem Norden Deutschlands kamen.

Als Liberius auf seinem Zuge im Jahre 5 n. Chr. an die Elbe kam, da soll ein germanischer Greis semnonischer Herkunft auf einem Einbaum über den Fluß gerudert sein, um den gewaltigen Cäsar zu sehen, von dessen Glanz und Macht man — namentlich in der Zeit vor der Teutoburger Schlacht — in germanischen Wäldern gewiß viel und oft erzählte. Und jener Semnonenkönig Masuus, der zusammen mit der Prophetin Ganna den römischen Kaiser Domitian in Rom besuchte und glänzend aufgenommen wurde, dürfte ja auch ein Märker gewesen sein. Denn die Mark war der Stamm- und Hauptsitz der Semnonen, des mächtigsten unter den herminonischen Völkern. Ihr Land barg den heiligen Hain der herminonischen Stämme, den niemand ungefesselt betreten durfte. Wo dieser Hain lag, läßt sich nicht bestimmen. Er ist bei Burg im Spreewalde, im Blumental bei Strausberg und auf den Müggelbergen bei Cöpenick gesucht worden.

Alle Sueben zeichneten sich durch eigenartige Haartracht aus. Das Haar der Männer wurde an der rechten Seite zu einem Knoten zusammengefaßt, wie man das an zahlreichen alten Bildwerken beobachten kann. Über die Kultur der märkischen Semnonen erzählt uns Tacitus mancherlei. Genauer aber — weit genauer unterrichten uns die Funde.

Und gerade für die Erfolge der Germanen den Römern gegenüber geben uns die Funde erst den Schlüssel.

Noch vor wenigen Jahrzehnten hielt man die in Nord- und Mitteldeutschland häufig vorkommenden Urnenfriedhöfe mit den zahlreichen Fibeln, Waffen

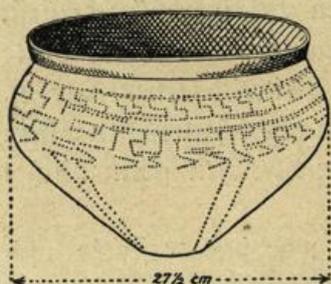


Abb. 55. Mäandergefäß
von Seelow, Kr. Lebus.
Märk. Mus. 7422. $\frac{1}{7}$.

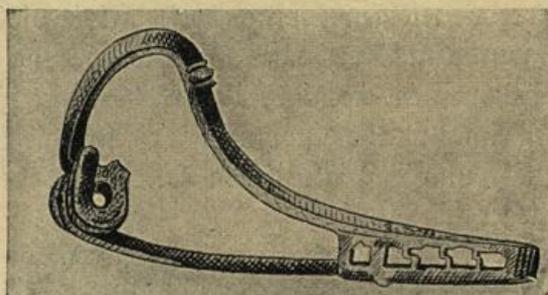


Abb. 56. Bronzefibel mit gitterartig
durchbrochenem Nadelhalter.
Seelow, Kr. Lebus. Märk. Mus. 7515. $\frac{4}{5}$.

und Geräten für „Wendekirchhöfe“. Als man diese Ansicht als Irrtum erkannt hatte, wurde ganz allgemein angenommen, daß alle Altertümer dieser Zeit soweit sie nur irgend eine gewisse Geschicklichkeit verrieten, aus römischen Werkstätten hervorgegangen seien. Den Germanen glaubte man nicht zutrauen zu dürfen, daß sie die prächtigen, tiefschwarzen, schön geformten Mäandergefäße oder gar die Bronze- und Silberfibeln selber angefertigt hätten.

Erst in neuester Zeit ist man ohne Vorurteil an die Prüfung der „römischen“ Funde herangegangen und hat sich auf den Boden der Tatsachen gestellt. Altertümer, die wirklich römischen Ursprunges sind, müssen sich nicht nur bei uns, sondern auch im römischen Reiche, mindestens also in einer ehemals römischen Provinz nachweisen lassen. Solche Altertümer gibt es. Die schönen, roten, auf der Drehscheibe gearbeiteten und meist kunstvoll verzierten Terra-sigillatagefäße, wie sie, obwohl selten, auch in der Mark gefunden worden sind, entstammen in der Tat römischen Fabriken. Ähnlich ist es mit römischen Bronzegefäßen und der ganzen römischen Einfuhr.

Die reiche Fülle der kaiserzeitlichen Altertümer ist jedoch heimische Arbeit. Selbst der römische Einfluß auf die heimische Ware war in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nur gering; er wird nach und nach stärker und ist am stärksten im dritten und vierten Jahrhundert. Am Ende des vierten Jahrhunderts setzt bekanntlich die Völkerwanderung ein. Mit ihr beginnt die große Abwanderung der Germanen aus der Mark nach dem Süden hin.

2. Funde aus der römischen Kaiserzeit.

Der älteste Mäander besteht aus einer einfachen Linie; sie ist jederseits von einer Reihe kleiner Vierecke begleitet, die mit einem Rollstempel in den weichen Ton eingedrückt wurden.

Eine schöne Mäanderurne enthielt der Fund von Seelow im Kreise Lebus.

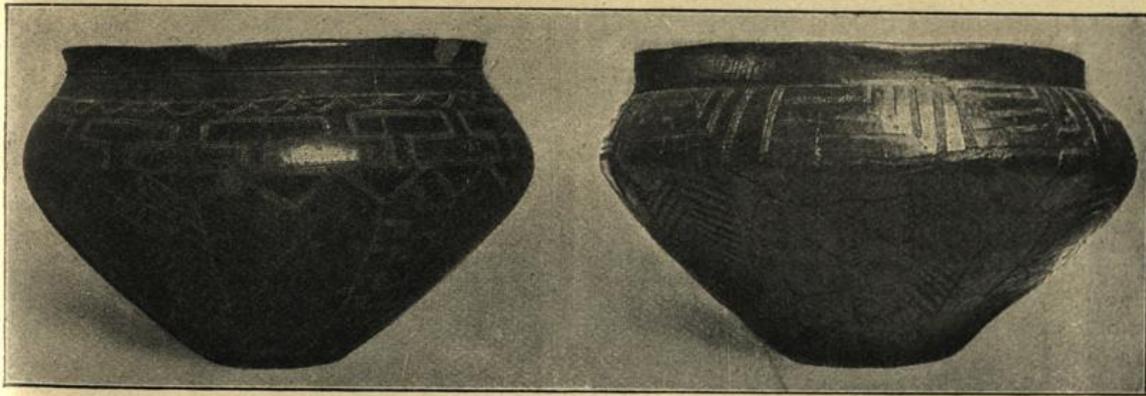


Abb. 57. Mäandergefäß von Wilsnack.
Märk. Mus. 8883. $\frac{1}{4}$.

Abb. 58. Mäandergefäß von Fohrde,
Kr. Westhavelland. Märk. Mus. 9933. $\frac{1}{4}$.

In der Urne lagen zwei Eisenfibeln mit durchbrochenem Nadelhalter und ein gekrümmtes Messer.

Die Funde der frühesten Kaiserzeit werden in erster Linie bestimmt durch Fibeln mit durchbrochenem Nadelhalter und durch Mäanderverzierung. Der Mäander kommt während der frühen und mittleren Kaiserzeit vor. Den schönsten Mäander des Märkischen Museums zeigt eine Urne von Wilsnack aus der Westprignitz.

Auf einer flachen Anhöhe in der Nähe des Gutes Damme im Kreise Prenzlau wurde ein Grab mit römischen Altertümern gefunden, das etwa $2\frac{1}{2}$ Meter tief in den Lehm gegraben und mit Sand gefüllt war. In diesem Grabe stand neben einigen anderen Tongefäßen eine prächtige hochrote Terrasigillatashale. Die Mündung ist von einem Randwulst umgeben. Während der obere Teil nicht verziert ist, zieht sich um den mittleren ein Eierstab. Unter ihm ist der Raum durch Säulen und Halbbogen, die in Rosetten endigen, in mehrere Felder geteilt. Jede der Nischen unter den Halbbogen ist mit

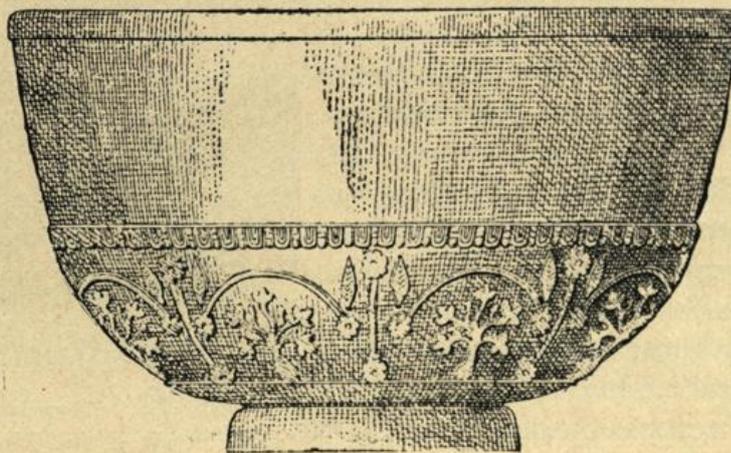


Abb. 59. Terrasigillatashale von Damme.

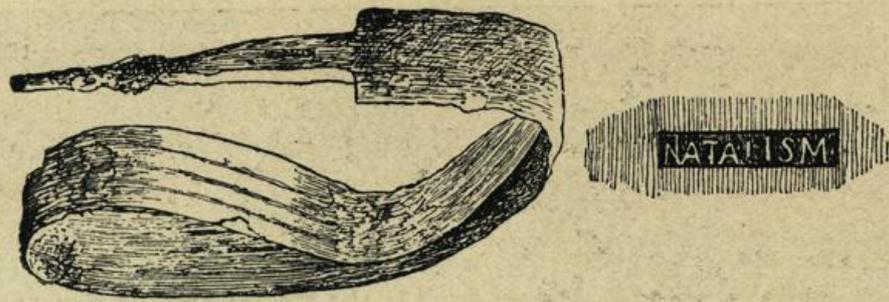


Abb. 60. Eisernes Schwert mit Inschrift.
Reichersdorf.

einem Baum ausgefüllt, und die Ecke zwischen Halbbogen und Säule trägt ein Blattornament. Auch eine Schöpfkelle, mit konzentrischen Kreisen am Boden verziert, und ein dazugehöriges Sieb, dessen Stiel in der Mitte ähnliche Fortsätze hat wie der Stiel des Schöpfgefäßes, lagen in dem Grabe. Außerdem wurden noch 40—50 teils grünlichblaue teils weiße Spielsteinchen aus Glas gefunden, die oben gewölbt, unten aber flach sind. Zwei silberne Fibeln und eine silberne Riemenschlaufe mit rechteckiger Kappe vervollständigen den Fund.

Die Gräber bei Reichersdorf im Kreise Guben weisen in der Regel Brandgruben ohne Steinsetzung und ohne Tongefäß auf, von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Meter Durchmesser und einer Tiefe von fast einem Meter. Die Knochenreste mit den Beigaben sind wahrscheinlich in einem Behälter aus Holz, Leder oder einem sonstigen leicht vergänglichen Material beigesezt worden. Zuweilen finden sich in den Gräbern auch Gefäße.

Eines der wichtigsten Gräber enthielt ein großes zusammengebogenes Schwert mit dem Stempel NATALISM (anibus) eine Speerspitze, Schildbuckel und Schildfessel, eine Art, zwei gerade und zwei krumme Messer, zwei Messerschärfer, Schere, Pfriemen, zwei Sporen, zwei Schnallen, Beschläge und drei Fibeln, Reste von einem Kamm, eine Pinzette und etwa 100 Gramm zerflossenes Glas.

In der Nähe des Vorwerks Wilhelmsau, das zum Rittergute Rüdersdorf gehört, lag auf einer halbinselartig ins Spreetal sich erstreckenden Erhebung ein umfangreiches Gräberfeld. Die einzelnen Gräber waren kesselförmige Gruben von 25 bis 40 Zentimetern Tiefe. In den Gruben fand man den Leichenbrand ohne jede schützende Hülle. Vielleicht war er auch hier in einer aus vergänglichem Stoff hergestellten Umhüllung beigesezt, die

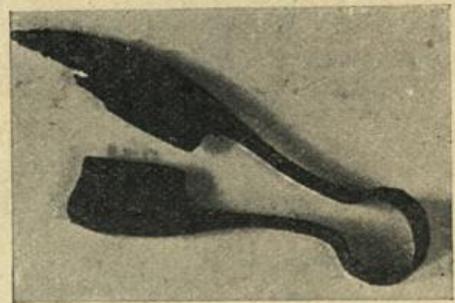


Abb. 61. Schere aus Eisen.
Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim.
Märk. Mus. 15137.



Abb. 62. Schlüssel aus Eisen von Carzig, Kr. Lebus.
Märk. Mus. 11218. $\frac{1}{3}$.

völlig vergangen ist. Außer den Leichenbrandresten enthielten die „Brandgrubengräber“ allerlei Beigaben aus Ton, Metall oder Glas. Alle diese Altertümer waren so starkem Brande ausgesetzt, daß die Tongefäße zum Teil vollkommen verschlackt sind.

Die Gräber von Wilhelmsau sind reich an Metallbeigaben jeder Art. Unter den Tongefäßen hat man ein provinzialrömisches Terrasigillatagefäß mit Reliefverzierung gefunden. Wie die meisten Stücke, so war auch dieses stark vom Brande mitgenommen. Es ist ein sicheres Fundstück der römischen Kultur. Auf römischen Einfluß sind die Schlüssel zurückzuführen, die wir in der bei Wilhelmsau, Berlitt, Rampitz und vielen anderen Orten auftretenden Form in römischen Kastellen zahlreich antreffen.

Schildbuckelnägel, Messer, Scheren, Lanzenspitzen, Spinnwirtel und Perlen sind ebenfalls recht häufig. In einem Grabe lagen nicht weniger als sieben als Anhänger benutzte kleine Eimerchen. Auch Schildbuckel und die dazu gehörige Schildfessel fehlen nicht.

3. Der Handelsweg während der römischen Kaiserzeit.

Zahlreiche Funde enthalten, wie wir gesehen haben, einzelne Altertümer, namentlich Terrasigillatagefäße, Bronzekeffel, Kasserollen und Siebe, die zweifellos nicht im Lande gefertigt wurden. Sie entstammen vielmehr der in Westdeutschland mit den Germanen in Berührung gekommenen römischen Provinzialkultur. Das Ursprungsland dieser Gefäße war also Gallien, allenfalls die römische Provinz „Germanien“. Der Handel zog sich den Rhein hinab, führte die gallisch-römische Ware auf dem Seewege durch die Nord- und Ostsee an die deutsche Küste und drang von hier aus ins Innere Germaniens. So kamen Terrasigillata- und Bronzegefäße und mit ihnen römische Kaisermünzen ins märkische Land. Auch von Süden herauf hat der römische Kaufmann seit den Markomannenkriegen Zugang gefunden. Die römische Kultur wirkte in zweifacher Hinsicht auf die germanische der mittleren und späteren Kaiserzeit ein. Sie brachte provinzialrömische Waren in die Mark und beeinflusste germanische Kultur insofern, als sie alte Formen umgestaltete. Das geschah zu einer Zeit, als die Sonne der römischen Welt Herrschaft schon im Sinken war. Mit der zunehmenden Schwäche der römischen Kaiser erstarkte die Volkskraft der Germanen mehr und mehr. Durch den

Vorstoß der Hunnen von Osten her kam Bewegung in die Massen. Die germanischen Grenzvölker sprengten die Einfallstore in römisches Gebiet, überschritten den Pfahlgraben, rückten weiter nach Süden vor, und hinter ihnen her flutete die ungeheure Masse der germanischen Völker aus dem Herzen Deutschlands dem sonnigen Süden zu. Die Mark wurde im Strudel dieser Völkerwanderung entvölkert und ist seit dem vierten oder fünften Jahrhundert nach Christi Geburt nur schwach besiedelt. Zerstreute Reste müssen in ihren alten Wohnsitzen geblieben sein. Sie sind später eine Beute der nachdrängenden Slawen geworden, wurden von diesen unterworfen und haben sich mit ihnen vermischt.

4. Germanische Dörfer.

Bis vor wenigen Jahren kannten wir in der Mark Brandenburg überhaupt noch kein Dorf aus altgermanischer Zeit. Ja, man war sogar immer noch im Zweifel darüber, ob unsere Vorfäter in Dörfern nebeneinander wohnten. Die Ausgrabungen der letzten Zeit haben mit unbedingter Sicherheit erwiesen, daß es germanische Dörfer gab. Ihre Spuren sind uns jetzt an verschiedenen Stellen bekannt geworden. Bei Großbeeren, in Neukölln, bei Paulinenaue, bei Kyritz und Stüdenitz in der Ostprignitz und bei Cüstrin sind deutliche Überreste solcher Dörfer gefunden worden.

Eine dicke schwarze Kulturschicht lagert genau wie beim bronzezeitlichen Dorfe Buch über dem gewachsenen Boden. Pfostenlöcher, Abfallgruben und zahlreiche Herdstellen schneiden mit ihrer schwarzen Füllung tief in den Boden ein. Ganz anders als beim bronzezeitlichen Dorfe Buch sind jedoch die Kulturreste, die sich in der alten Kulturschicht oder in den Gruben finden lassen.

Überaus zahlreich tritt in ungezählten Bruchstücken die schöne schwarze Tonware auf, die meist durch Naandermuster in Rädchen-technik verziert ist. Es kommen daneben aber auch gewöhnliche, unverzierte Tongefäße oder Reste von solchen vor.

Auf dem Richardplatz in Neukölln wurden zwei Knochenpfrieme gefunden; bei Großbeeren ein eiserner Stachel- oder Knopfsporn, eine eiserne Pinzette und etwa ein Duzend Spinnwirtel, die meist sorgfältig und schön verziert sind. In der germanischen Siedlung von Lagardesmühlen bei Cüstrin konnten sogar drei Backöfen beobachtet werden; in einen derselben war eine Bronzefibel aus dem zweiten Jahrhundert geraten. Die Backöfen unterscheiden sich von den noch heute auf dem Lande üblichen dadurch, daß sie aus Feldsteinen erbaut sind. Ziegelbau kannte man damals in unserer Heimat noch nicht. Außerdem war der altgermanische Backofen in den Erdboden eingetieft. Nach den in der Höhlung aufgefundenen Resten wurde die Decke von Baumstämmen getragen, die oben und unten mit starker Lehmschicht verkleidet waren.

Die Häuser der Germanen sind Holzhäuser gewesen. Ihre Wände waren nicht so gebaut wie die der bronzezeitlichen Häuser bei Buch. Das Dach wurde mit Stroh oder Rohr gedeckt. Die Dörfer waren meist ebenso groß wie die heutigen. Um der bequemeren Wasserversorgung willen bevorzugten sie die Plätze am Rande einer Niederung. Bei Stüdenitz lag die Wohnstätte sogar mitten in der Niederung auf einem Horst zum Schutze gegen Überfälle.

5. Das Reitergrab von Neufölln.

Im Januar 1912 wurden beim Straßenbau auf dem früheren Windmühlensberge bei Neufölln Menschen- und Pferdeknochen mit einigen Beigaben gefunden. Der die Erdarbeiten beaufsichtigende Schachtmeister konnte ungefähr noch den Platz angeben, wo die Knochen gelegen hatten. Die Fundstelle selber machte sich durch äußere Kennzeichen durchaus nicht mehr bemerkbar. Ein Menschenschädel, ein Tongefäß und ein Eisenschwert ließen aber erkennen, daß man hier auf ein Grab gestoßen war.

Nachdem der lockere, heruntergefallene und auseinandergetretene Boden vorsichtig abgeschaufelt war, hob sich auf dem beinahe schneeweißen Sande, dem gewachsenen Boden, ein fast zu einem breiten Oval abgerundetes Bierdeck von nicht ganz regelmäßiger Gestalt schroff ab. Beim Zuschütten war ein mit dunkler Erde gemischter Boden in das Grab gekommen und hatte sich durch Verwesung pflanzlicher Teile noch dunkler gefärbt. So war der Grundriß recht genau festzustellen. Zuerst erschien die Gruft für Mann und Kopf ein wenig klein. Die Maße bewiesen jedoch, daß die Länge (2,74 Meter) vollkommend ausreichend wäre, ja für einen Mann allein übermäßig bemessen sein würde. Die Breite der Gruft betrug etwa $1\frac{1}{4}$ Meter. In ihrem unteren Teile war das Skelett noch vorhanden.

In der Gürtelgegend, unmittelbar über den Hüftbeinen, machte sich nach Abhebung des lockeren Sandes ein rötlicher Streifen bemerkbar, der sich von links nach rechts quer über das Skelett hinzog und vom ersten Augenblick an auf verrostete Eisenteile schließen ließ. Ein eigentlicher Kern war nicht mehr zu finden. Der Kofst war mit Sand und Knochenteilen zusammengebacken. Etwas oberhalb der linken Hüfte, mehr nach der Mitte zu, lag dann eine ebenfalls von Kofst gerötete, verfilzte Masse, die nur als Leder gedeutet werden kann. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß wir Reste eines Ledergürtels vor uns haben. Der filzige Teil des Gürtels war mit zwei Bronzenägeln beschlagen, die ausgezeichnet erhalten sind. Die Länge der Nägel läßt uns sogar die Stärke des Gürtels (7 Millimeter) erkennen. Wenn es sich aber um einen Gürtel handelte, so mußten auch an der Unterseite des Skeletts irgendwelche Spuren zu finden sein. Das war tatsächlich der Fall. Sowohl unterhalb der Hüftbeine wie der Wirbelsäule zeigte sich derselbe röt-

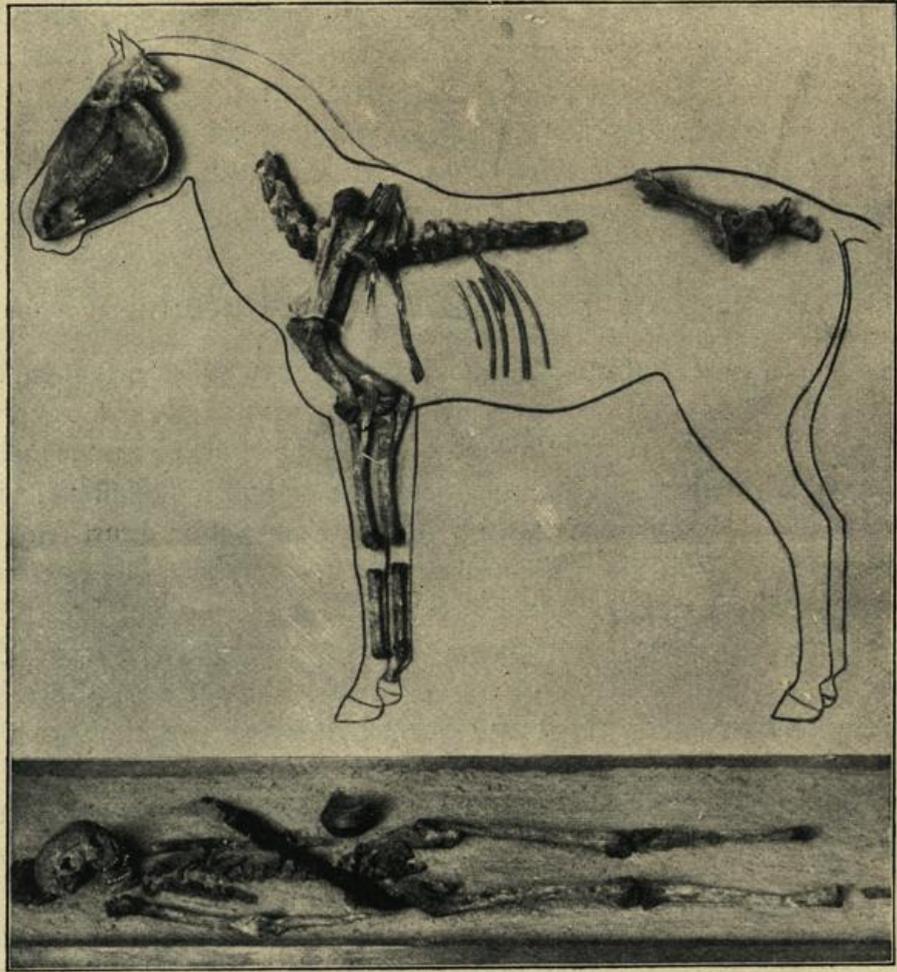


Abb. 63. Das Reitergrab von Neuföln.

liche Streifen, der oben zu sehen war. Der Gürtel muß beinahe seiner ganzen Länge nach mit Eisenteilen besetzt gewesen sein. Merkwürdig ist, daß nur zwei vollständige Bronzenägel und die Bruchstücke von zwei anderen, auch im Lederrest sitzenden, vorhanden waren. Daß einige übersehen worden wären, ist ganz ausgeschlossen; denn nach sorgsamster Aufhebung des Skeletts wurde die ganze in der Gruft noch vorhandene Erde durch ein engmaschiges Sieb geworfen.

Das Skelett des Bestatteten lag auf dem Rücken. Es war ohne irgendeine Steinsetzung in bloßem Sande gebettet. Eine Hülle aus Holz oder anderem Stoff war trotz schärfster Aufmerksamkeit, die gerade auf diesen Gegenstand gerichtet wurde, nicht zu beobachten. Wenn eine Hülle da war, so mußte sie, was immerhin nicht ganz ausgeschlossen ist, völlig vergangen sein. Die Knochen sind äußerst mürbe und zerfallen sehr leicht. Beim Aufnehmen der Wirbel blieb zuweilen der untere, vollständig aufgelöste Teil am Boden haften.

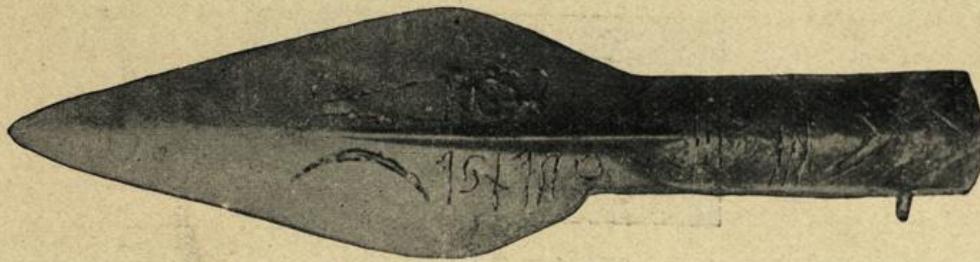


Abb. 64. Runenlanze von Müncheberg, Kr. Lebus.

Die Runenschrift (Ran(h)nga) wird als Personennamen gedeutet.
Museum in Müncheberg. Aus: Müncheberger Mitteilungen, Heft III. 5/8.

Mit dem Reiter zusammen hat man das Roß bestattet. Diese alte Sitte ist uns mehrfach durch Schriftsteller bezeugt. (Marich II. im Busento.) Sie ist wiederholt beobachtet worden, wenn auch nicht häufig so einwandfrei wie in dem vorliegenden Falle. Die Pferdeknochen lagen in derselben Gruft. Dafür spricht schon die Tiefe des Grabes. Welchen Sinn hätte es sonst gehabt, den Toten mehr als 2 $\frac{1}{2}$ Meter tief zu versenken, was für ein Pferdegrab ebenso notwendig, wie für den Reiter allein überflüssig gewesen wäre. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Roß neben dem Manne bestattet wurde.

Das Schwert ist beinahe vollständig erhalten. Nur der unterste Teil der Klinge fehlt. Die Klinge, jetzt noch etwa 64 Zentimeter lang, ist breit und zweischneidig. In der Mitte, wo die schützende Scheide fehlt, läßt sich sogar erkennen, wie das Eisen gehärtet, geschmiedet worden ist. Jeder einzelne Schlag des Hammers hat seine Spur hinterlassen. Alle weicheren Teile sind vom Rost zerstört. So heben sich die Spuren des Hammerschlages auf dem Eisenkern fast mit der Deutlichkeit einer regelmäßigen Verzierung ab. Der Griffabschluß ist nicht viel breiter als die Klinge. Die Länge des Griffes läßt sich nicht mehr genau feststellen, da der Knäuf mit dem obersten Teile der Griffangel abgebrochen war und die Bruchstellen nicht aufeinanderpassen. Es kann jedoch nur ein ganz kleines Stück des Griffes fehlen, da die erhaltenen Teile zusammen die Länge von 10,5 Zentimeter haben, die für die Breite der Hand vollkommen ausreicht. Der Griff selber besteht aus der nicht allzu breiten Griffangel, die von Holz umgeben und dann mit Leder überzogen war. Nach dem Abschluß zu läßt sich eine deutliche Verbreiterung des Griffes wahrnehmen. Der Bronzeknäuf ist unten und oben rechteckig. Die Griffangel geht durch den Knäuf hindurch und ist auf dem oberen kleinen Rechteck umgenietet.

Die Scheide, in der die Schwertklinge steckt, besteht aus Holz. Zahlreiche Spuren lassen das klar erkennen, und die ganze Maserung des Holzes ist an größeren und kleineren Teilen der Scheide zu sehen. Das Holz war mit Leder überzogen. Von diesem Leder sind nur einzelne, aber deutliche Spuren übrig geblieben. Die Scheide ist 6 Zentimeter breit. Metallbeschläge haben

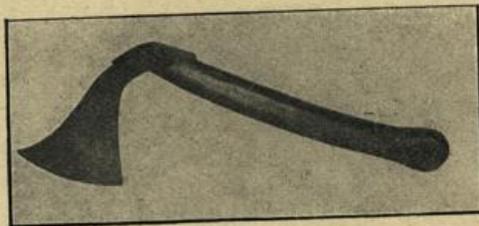


Abb. 65. Fränkische Art.
Lehniß bei Dranienburg. Märkisches Museum. 23 046. $\frac{1}{9}$.

sich nicht mehr feststellen lassen. Das Scheidenmundstück scheint mit Eisenteilen besetzt gewesen zu sein, die aber weggerostet sind.

Im Grabe stand ein Longesäß. Es ist fast vollständig erhalten; nur von einem Teile des Randes sind einige Stücke ausgebrochen. Die Oberfläche ist tiefschwarz. Die Form erinnert an die der spätgermanischen Ware aus Gräbern bei Buzow, Stendal usw., unterscheidet sich aber auch wieder nicht unwesentlich von dieser. Der Umbruch ist weniger scharf; der Rand biegt nur schwach nach außen um. Diese Form scheint für die spätere Völkerwanderungszeit bezeichnend zu sein.

Das Gefäß ist nicht auf der Drehscheibe gearbeitet worden und unverziert; die Höhe beträgt etwa 8 Zentimeter.

Der Fund gehört der späteren Völkerwanderungszeit, etwa dem 6. Jahrhundert, an. Es ist bekannt, wie selten germanische Funde aus jener Zeit im Norden und Osten Deutschlands sind. In unserer engeren Heimat, der Provinz Brandenburg, sind germanische Funde aus der Zeit nach dem 4. Jahrhundert äußerst dünn gesät. In seiner Art steht das Reitergrab von Neukölln in der ganzen Mark einzig da.

Unsere Anschauungen über den Bevölkerungswechsel werden sich durch derartige Funde klären. Schon jetzt muß man annehmen, daß die Abflutung der Germanen sehr allmählich vor sich gegangen ist, und daß in der Mark im 5., vielleicht sogar im 6. Jahrhundert noch zahlreiche Germanen vorhanden waren.

V. Die Wendenzeit.

(6.—12. Jahrh. n. Chr.)

1. Das Einrücken der Slawen und ihre Kultur.

Die Abwanderung der Germanen aus dem östlichen Deutschland während der Stürme der großen Völkerbewegung im fünften und sechsten Jahrhundert hatte zur Folge, daß von Osten her slawische Stämme aus ihren früheren Sitzen im südwestlichen Rußland nachrückten und das ganze Gebiet bis zur Elbe, ja zum Teil noch darüber hinaus in Besitz nahmen. Ganz menschenleer fanden die Wenden unsere Mark allerdings nicht. Hier und da müssen erhebliche Reste der germanischen Bevölkerung zurückgeblieben sein; im anderen Falle hätten mündliche Überlieferungen wie die Sage vom Königsgrabe von Seddin nicht über den Bevölkerungswechsel hinweg so treu im Gedächtnis der Umwohner haften können. Auch die germanischen Ortsnamen aus vor-slawischer Zeit wären nicht zu erklären. Immerhin waren die zurückgebliebenen Germanen nicht stark genug, um der wendischen Überflutung erfolgreich Widerstand leisten zu können. Um welche Zeit und auf welche Weise die Wenden von der Mark Besitz ergriffen, läßt sich nicht genau sagen. In den Gesichtskreis der deutschen Geschichtsschreiber treten die Slawen erst zur Zeit der Sachsenkriege. Selbst, was wir von den Schriftstellern des zehnten bis zwölften Jahrhunderts hören, erscheint so lückenhaft, daß es unmöglich ist, sich ein klares Bild vom Leben und von der Kultur der Wenden zu machen. Die geistlichen Schriftsteller des Mittelalters betrachten die slawischen Heiden überdies von einem einseitigen Standpunkte aus, so daß wir heute schwer unterscheiden können, was wir für wahr und was wir für mönchische Übertreibungen halten müssen.

Während der Sachsenkriege finden wir die Wenden bereits in festen Sitzen. Ihre Einwanderung muß schon längere Zeit vorher erfolgt sein.

Leider wird das lückenhafte Bild, das uns die Schriftsteller von der wendischen Kultur geben, nicht in vollem Maße durch die Funde ergänzt. Am wenigsten verraten uns die bisher bekannten Altertümer über die ersten Jahrhunderte der slawischen Besiedlung. Mag sein, daß das Land in jener Frühzeit schwach bevölkert war, mag sein auch, daß die damaligen Sitten, z. B. die Grabgebräuche, der Erhaltung wendischer Altertümer nicht günstig gewesen sind.

Alles, was wir von der wendischen Kultur wissen und kennen, trägt den Stempel der Armseligkeit an der Stirn und zeugt nur dafür, wie jäh der

Absturz von der germanischen Kultur der Völkerwanderung zur wendischen herab gewesen ist. Wertvolles haben die Wenden aus der östlichen Heimat kaum mitgebracht, und die Berührung mit den Kulturländern des Westens und des Ostens hat keinen Aufschwung veranlaßt, wenn auch einige Erinnerungen an diese Beziehungen nicht ganz zu verkennen sind. Schönheits Sinn kann kaum vorhanden gewesen sein. Wer den Gegensatz zu früheren Zeiten recht erkennen will, vergleiche nur einmal die wendischen Töpfe mit den germanischen Mäandergefäßen, mit den Buckelgefäßen der Lausitzer Kultur oder mit den um mindestens drei Jahrtausende älteren Gefäßen aus der Steinzeit. Bronze fehlt fast ganz; dagegen treten Knochengeweräte wieder in größerer Fülle auf.

2. Gräber und Tongefäße.

Von mittelalterlichen Schriftstellern wird uns erzählt, daß die Wenden während der Frühzeit ihre Toten verbrannten. Die Bestattung der Leichenbrandreste muß wohl wenig sorgfältig vorgenommen worden sein. Vielleicht wurden die Überreste der Verstorbenen meist ohne Urne oder sonstige schützende Hülle beigesetzt, so daß sie in der Erde vergangen sind. Urnenfriedhöfe aus der Wendenzeit kennen wir in der Mark überhaupt nicht, und Bestattungen in Urnen haben sich bis jetzt nur sehr vereinzelt feststellen lassen, z. B. auf dem „Heidenkirchhof“ am Plagesee bei Chorin.

In späterer Zeit haben die Wenden ihre Toten bestattet, ohne sie zu verbrennen. Daß die Skelettbestattung hier wie bei den Germanen dem Einflusse des Christentums zuzuschreiben ist, dürfen wir vermuten. Ein unbedingt gültiger Beweis läßt sich nicht erbringen.

Die wendischen Skelettgräber enthalten gestreckte Skelette. Die wendische Eigenart wird an den Beigaben erkannt. Diese Beigaben sind ebenfalls dürftig. Sie bestehen meist aus wenigen Tongefäßen und aus Schlafenringen. Auch Eisenmesser und einige andere geringwertige Geräte kommen in Wendengräbern vor.

In einer Beziehung weisen die wendischen Tongefäße im Gegensatz zu allen bisherigen Töpferarbeiten der märkischen Vorzeit einen Fortschritt auf. Ein großer Teil der Gefäße ist auf der Drehscheibe gearbeitet. Vor ihrem Einrücken in die Mark scheinen die Wenden die Töpferscheibe nicht gekannt zu haben. Wahrscheinlich verdankten sie diesen Fortschritt in der Technik ihren westlichen Nachbarn. Der Ton der wendischen Gefäße ist meist grau oder gelblichgrau, teils gut geschlemmt, teils aber mit Steingrus gemischt. Gebrannt wurden die Gefäße im allgemeinen sorgfältiger als in früheren Zeiten, so daß sie beim Anschlagen einen klingenden Ton ergeben.

Die Formen sind wenig reichhaltig. Fast ausschließlich finden sich Töpfe



Abb. 66. Schläfenring vom Burgwall von Drense, Kr. Prenzlau. Märk. Mus. 11855.

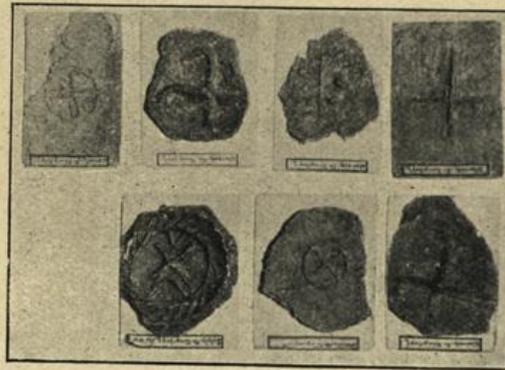


Abb. 67. Bodenverzierungen der späten Wendezeit.

mit verhältnismäßig weiter Mündung und Schalen mit engem und weitem Durchmesser am Rande.

Merkwürdig ist, daß die wendischen Tongefäße fast ausnahmslos keine Henkel haben, während doch die älteren Gefäße der märkischen Vorzeit — sowohl aus der Eisen- wie auch der Bronzezeit — häufig mit Henkeln versehen sind und selbst die Steinzeitgefäße schon recht oft Henkel tragen.

Der Boden der jüngsten Gefäße ist häufig mit einem Stempel oder einer Marke gezeichnet; diese Marke sollte wohl den Besitzer oder den Fabrikanten oder beide in einer Person kenntlich machen. Die übrigen Verzierungen der wendischen Tonware sind roh und zeugen von so geringer Sorgfalt und Geschicklichkeit, daß man an dieser Art der Verzierung schon mit unbedingter Sicherheit ein wendisches Gefäß erkennen kann. Striche, Linien und Punkte sind mehr oder weniger tief eingeritzt und zu einfachen Mustern zusammengestellt. Eine der am häufigsten auftretenden Verzierungen ist eine einfache oder eine mit einem mehrzinkigen Instrument hervorgerufene drei-, vier-, fünf- oder mehrfache Wellenlinie, die das Gefäß in horizontalen Gruppen umzieht oder durch wagerechte und senkrechte Bänder ein Gitter- oder Flechtwerk herstellt. Dieses wenig geschmackvolle Gitterwerk ist dem slawischen Handwerk eigentümlich und ganz allein imstande, den ungeheuren Abstand zwischen der Wendenkultur und den zum Teil prachtvollen Arbeiten der früheren Zeiten zu erläutern.

3. Die Burgwälle.

Die Burgwallfrage ist eine der am häufigsten erörterten und zugleich brennendsten Fragen der märkischen Vorgeschichte. Fast über die ganze Mark sind die Burgwälle, „Schwedenschanzen“, „Römerschanzen“, „Räuberwälle“ oder wie sie sonst noch von der Bevölkerung genannt werden, verbreitet, in einem Kreise häufiger, in dem anderen weniger zahlreich vorhanden; hier

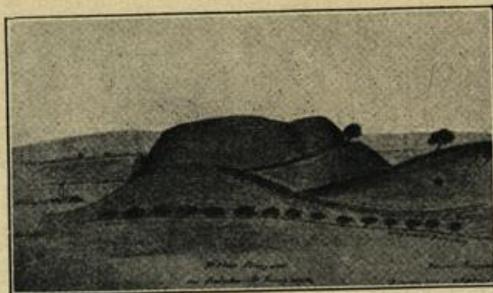


Abb. 68. Kleiner Burgwall bei Raduhn,
Kreis Königsberg, Neumark.
Nach einer Zeichnung von Voigt. 1861.

mehr beachtet und sorgfältig beobachtet, dort kaum einmal genannt und vielleicht noch nie Gegenstand ernster Forschung gewesen.

Eine der wichtigsten Fragen, welche sich an diese Wälle knüpfen, ist die nach der Zeit ihrer Benutzung. Auch hier haben sich die Tongefäßreste und die übrigen Altertümer in ihrer Bedeutung für die Zeitbestimmung bewährt. Man weiß jetzt, daß die märkischen „Burgwälle“ zum Teil schon während der Bronzezeit angelegt worden sind und sowohl von der vorflawischen wie der flawischen Bevölkerung besetzt und besiedelt waren. Teils wurden sie erst in flawischer Zeit errichtet, nicht selten aber noch in späteren Jahrhunderten verwendet.

Man hat viel darüber nachgedacht, ob die Burgwälle Kultstätten, Zufluchtsplätze, Wohnanlagen oder Befestigungsbauten gewesen seien. Für die Ansicht, daß die Burgwälle Opferstätten oder Tempelanlagen waren, ließ sich manches anführen. Einmal haften an der Burgwallstätte nicht selten Namen wie „heiliges Land“ oder „Opferherd“. Weiter aber sprach die Tatsache, daß auf Burgwällen häufig christliche Kirchen errichtet wurden, für die auch im Mittelalter vielfach beliebte und geübte Anknüpfung an altheidnische Überlieferung. Oft sind die Anlagen verhältnismäßig klein und erscheinen als Befestigungen und als Zufluchtsplätze gar zu unbedeutend und zu wenig umfangreich; teilweise wären sie allein durch ihre Lage in unzugänglichen Sümpfen auch ohne Wall und Graben geradezu unangreifbar gewesen, so daß letztere — der Graben fehlt nicht selten — mehr als Bannkreis des geheiligten Bezirkes denn als Festungswerke gelten könnten.

Andererseits spricht der Umstand, daß die Burgwälle fast ausschließlich an schwer zugänglichen Plätzen angelegt wurden, und daß man sie mit Wall und Graben umzog, für ihre Verwendung als Befestigungen und Zufluchtsstätten. Mit den mittelalterlichen Burgen stimmen sie insofern überein, als man auch bei ihnen Wasser- oder Sumpf- und Höhenanlagen unterscheiden muß. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben die Burgwälle allen

genannten Zwecken gemeinsam gedient. In erster Linie werden sie größere oder kleinere Festungen gewesen sein, die wir uns zugleich als Sitz eines Häuptlings oder seines Stellvertreters zu denken haben. Es lag nahe, an diesen besonders gesicherten und dauernd unter dem Schutze des Häuptlings und seiner kriegerischen Umgebung stehenden Plätzen die Heiligtümer und Götzenbilder zu verwahren, und in Zeiten der Not werden die Burgwälle von der umwohnenden Bevölkerung auch als Zufluchtsstätten benutzt worden sein.

Einer der bekanntesten Burgwälle der Mark ist der Königswall oder die Römerschanze bei Potsdam. Schon immer war man sich darüber klar, daß der Name „Römerschanze“ mit den Römern nichts zu tun habe, sondern aus „Räuber“= oder „Röberschanze“ entstellt worden ist.

Seit langer Zeit ist festgestellt, daß es sich um eine zweimalige Besiedlung des Burgwalles handelt, um eine in vorwendischer und eine in wendischer Zeit. Weiter wußte man nichts.

Die „Römerschanze“ ist ein 20 Meter über den Spiegel des Lehnißsees emporragender, rings von Wasser und Sumpf umgürteter Burgwall.

Neuere Ausgrabungen des Museums für Völkerkunde haben uns über die Anlage der Burg volle Klarheit verschafft. Der Wallbau war ursprünglich eine etwa $3\frac{1}{2}$ Meter starke und 6 Meter hohe Erdmauer, die an der Vorder- und Rückseite durch je eine Bohlenwand gestützt wurde. Beide Wände waren durch Riegelhölzer miteinander verankert. Die Holzwände sind durch Feuer zerstört worden. Verkohlte Reste der Holzwand und der Riegelhölzer konnten in dem nach der Zerstörung der Wände zusammengesunkenen Wall beobachtet werden. Ebenso ließen sich die Pfostenlöcher nachweisen, in denen die starken Wandpfosten gestanden haben.

Durch den Wall führten einst drei Tore in das Innere. Sie sind schon kenntlich an den Erdbrücken, die man an den Toren stehen gelassen hat, während sich an den übrigen Stellen längs der Innenseite des Walles eine Mulde hinzieht, aus der Material zur Aufschüttung des Walles entnommen war. Auch die Pfostenlöcher des Torbaues sind gefunden worden. Sie beweisen, daß man die Torwangen durch Pfosten und Bohlen befestigte. Selbst Stücke von Bohlen waren noch vorhanden. Das Tor ist ein Hallentor gewesen, also eine feste und zur Verteidigung geeignete Anlage. Außerdem schützten Gräben die Landseite des Walles.

Das Innere der Römerschanze wurde nicht nur in Zeiten der Not als Zufluchtsstätte aufgesucht, sondern es war sicher längere Zeit hindurch bewohnt. Von der wendischen Besiedlung erfahren wir durch Häuser, Herd-, Abfall-, und Kellergruben, die slawische Scherben und slawische Werkzeuge enthielten. Die slawischen Häuser der Römerschanze scheinen auf Schwellen erbaut worden zu sein die als Träger der Wände auf der Erde lagen; nur das

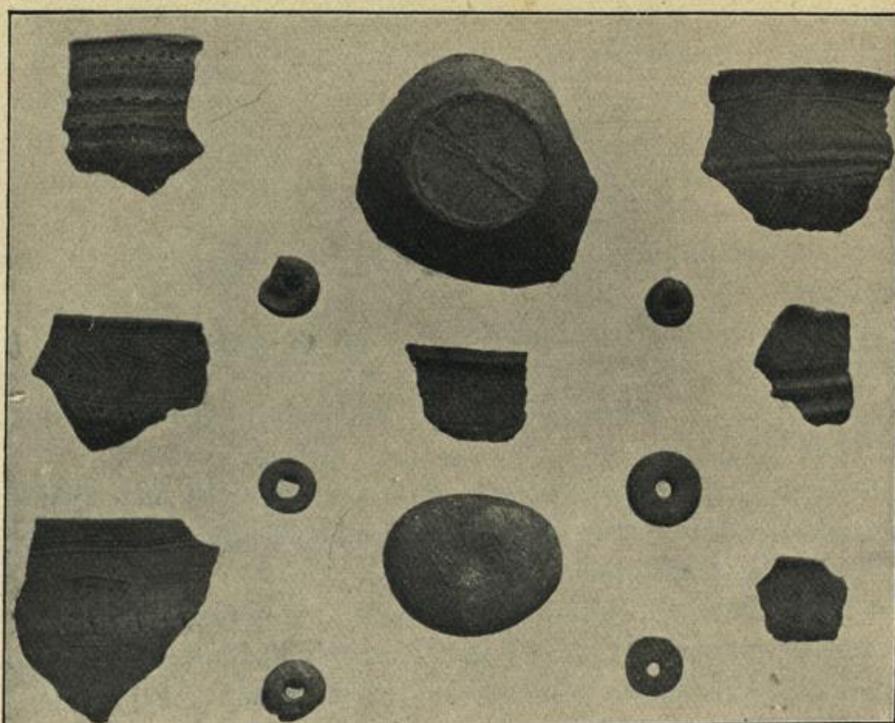


Abb. 69. Verzierte Gefäßreste, Spinnwirtel und Stein mit flacher Vertiefung vom Burgwall von Pöglow, Kr. Templin. $\frac{1}{5}$.

Dach war allem Anscheine nach durch einige Pfosten gestützt. In einer der größten Abfallgruben fand man neben Kohle Holzresten und Scherben auch Fischschuppen, Fischgräten und einzelne Tierknochen. Die Ausgrabungen haben endgültig erwiesen, daß die Römerschanze nicht nur eine Kultus- oder Zufluchtsstätte gewesen ist, sondern ein planvoll angelegtes und dauernd besetztes Befestigungswerk.

Nachdem die wendischen Burgen im Kampfe mit den wieder einrückenden Deutschen zertrümmert waren, hatten sie keine Bedeutung mehr. In den erbitterten Kämpfen zwischen Deutschtum und Wendenherrschaft werden die meisten nach Art der „Römerschanze“ mit Bohlen erbauten Wallbefestigungen ein Raub der Flammen geworden sein. Der Wall brach damit in sich zusammen, und eine Erneuerung wäre ebenso mühevoll gewesen wie der Aufbau einer Burg nach westdeutschem Muster. So deckte denn sehr bald Rasen und Gebüsch die Burgwälle der heidnischen Wenden, wenn nicht — wie bei Buckow, Kr. Beeskow-Storkow — eine christliche Kirche mitten hineingebaut wurde oder ein deutscher Ritter seine Burg an derselben Stätte errichtete. Lagen die Burgwallreste in unmittelbarer Nähe bebauten Ackers, so ging der Pflug wohl über sie hin und ebnete den Wall mehr und mehr ein. Der alte Kulturboden trug dann reichliche Früchte, was den Landmann veranlaßte, das Feld

desto sorgfältiger zu bestellen. Dabei verschwand der einstige Burgwall zuletzt ganz. Zahlreiche Wälle aber liegen noch heute in unzugänglichen Sümpfen fast unverfehrt und harren der Erforschung, die durchaus nicht immer mit Zerstörung verknüpft sein darf. Burgwälle zum Einebnen und Aufschütten von Wiesen zu benutzen, ist jetzt durch Staatsgesetz verboten. In der Nähe von Städten sind die Burgwälle auch zuweilen mit Landhäusern bebaut worden.

4. Der Handel.

Die Handelsbeziehungen der Wenden zu ihren Nachbarn waren natürlich abhängig von den politischen Verhältnissen. Ganz ohne irgend welche Verbindung mit dem Westen Deutschlands können auch die Wenden des 7. und 8. Jahrhunderts nicht gewesen sein. Dafür würden schon die Form und Herstellung der slawischen Tongefäße sprechen, die in mancher Hinsicht nicht geringe Verwandtschaft mit der gleichzeitigen fränkischen und karolingischen Tonware aufweisen. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben die Wenden, wie bereits oben hervorgehoben wurde, von Westen her die Verwendung der Töpferscheibe kennen gelernt. Berührungen der Slawen mit Westdeutschland sind ja geschichtlich bezeugt. Der heilige Sturm, der Schüler und Gefährte des Bonifatius, stößt auf der Straße, die von Mainz nach Thüringen führt, an der Fulda auf eine große Menge Slawen, die im Flusse baden, und Slawen sind zur Karolingerzeit dem Kloster Fulda dienstpflichtig. So war eine gewisse Einwirkung des Westens auf die geringwertige Kultur der Slawen selbstverständlich.

Weit umfassender mußte der westliche Einfluß nach der Niederwerfung der Sachsen durch Karl den Großen wirken. Zwar war der Grenzverkehr zwischen dem Reiche dieses Herrschers und den Slawen durch den Grenzwall mancherlei Beschränkungen unterworfen. Waffen durften ins heidnische Wendenland nicht ausgeführt werden. Dennoch ging der Handelsverkehr naturgemäß hinüber und herüber. Und gerade, weil die Karolinger den Wenden gegenüber nur in der Verteidigung ihrer Grenzen verharrten und nicht auf Eroberung ausgingen, konnte sich ein beinahe ungestörter Verkehr entwickeln. Ganz anders verhielten sich die deutschen Könige aus sächsischem Hause im 10. und am Anfange des 11. Jahrhunderts gegen die Slawen. Sie betrachteten das Land bis zur Oder als ihr Einflußgebiet. Mit mehr oder weniger Glück führten sie fast unablässig Kriege gegen den einen oder den anderen der slawischen Stämme.

Der deutsche Einfluß, auch der politische, reichte bis nach Böhmen und sogar Polen hinein, bis ein gewaltiger Rückschlag um die Mitte des 11. Jahrhunderts (1056) alles vernichtete, was Deutsche im Slawenlande bisher erreicht hatten. Als Albrecht der Bär mit der Nordmark belehnt wurde (1134),

lagen die Dinge zwischen Elbe und Oder nicht viel anders als beim Tode des großen Karl (814).

Aus den mannigfachen Berührungen kriegerischer und friedlicher Art erklären sich die in den wendischen Hack Silberfunden so überaus zahlreichen Münzen deutscher weltlicher und geistlicher Fürsten. Auf dieselbe Weise aber lassen sich die übrigen Gepräge in den Hack Silberfunden deuten. Wikinger- und Waringerfahrten der Söhne des Nordens überfluteten nicht nur West- und Südeuropa; sie führten über Rußland hinweg bis vor die Tore Konstantinopels. Wie stark auch Deutschland an diesen Beziehungen beteiligt war, ersehen wir schon aus der Verbindung Ottos II. mit der griechischen Kaisertochter Teophano. Die Silbermünzen mohammedanischer Herrscher waren über ganz Europa verbreitet. Der Westen und der Süden standen in engster Handelsverbindung mit dem Osten und auch mit dem Norden, und zur Zeit der Hack Silberfunde liegen ja auch die politischen Beziehungen der europäischen Staaten untereinander in den Jahrbüchern der Geschichte klar zutage. Da konnte das im Dunkel verharrende Wendenland unmöglich unbeteiligt bleiben. Mitten durch die Mark führten Handelsstraßen. Oder und Elbe waren Verkehrsadern ersten Ranges, und zur Zeit, da das reiche Julin an der Odermündung nach einer Mitteilung Adams von Bremen außer den Slawen auch Sachsen, Griechen und andere Nationen auf seinen Märkten sah, mußten sich in der Mark Einflüsse von allen Seiten her bemerkbar machen.

Die wendische Kultur wurde seltsamerweise durch den Verkehr mit dem Auslande wenig oder fast gar nicht gefördert. Die Funde behalten Jahrhunderte hindurch dasselbe dürftige Gepräge. Die nordischen Wikingerschwerter aber treten häufiger auf. Der beste Gradmesser für die Lebhaftigkeit des Handelsverkehrs und die Beurteilung der wendischen Kultur während der späten Wendenzeit sind jedoch die Hack Silberfunde.

5. Die Hack Silberfunde.

Die Hack Silberfunde sind über alle Slawenländer verbreitet; in der Mark werden sie im Osten häufiger gefunden als im westlichen Teile. Sie entstammen zumeist dem 10. und 11. Jahrhundert. Ihren Namen haben sie von dem zu diesen Funden gehörigen Hack Silber. Nicht nur Rohsilber, sondern auch kunstvoll gearbeitete Ringe und andere Schmuckstücke, auch Münzen, sind zerhackt worden, und ihr Wert wurde ausschließlich durch das Gewicht bestimmt, allenfalls noch nach dem Feingehalt. Die Münze galt dem Wenden nicht als Münze, das Kunstwerk nicht als Kunstwerk; von beiden werden Stücke abgehackt, wenn der Silberwert zur Bezahlung irgendeines Tauschartikels zu hoch erschien. Diese Tatsache kennzeichnet zur Genüge den geringen

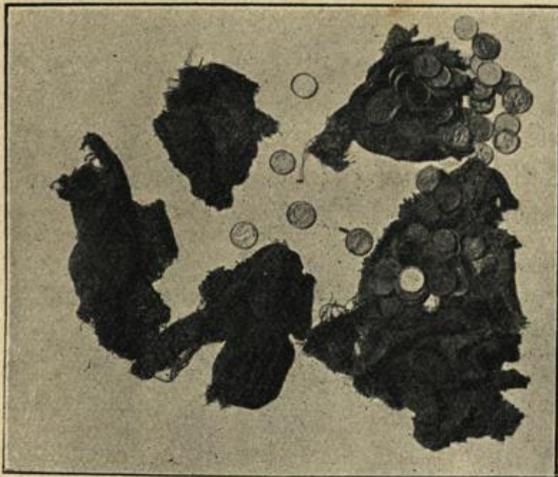


Abb. 70. Reste von Leinwandbeuteln mit Silbermünzen, Sonnentalde, Kr. Luckau. Märk. Mus. 10053/56. 1/7. 2. Hälfte des 11. Jahrh.

sprungs sind. Wie weit die verschiedenen Kulturmittelpunkte an der Herstellung der Hacksilberschmuckstücke beteiligt waren, läßt sich im einzelnen noch nicht mit Sicherheit angeben.

Einer der reichhaltigsten Hacksilberfunde ist der im Besitze des Märkischen Museums befindliche von der Leiffower Mühle, nicht weit von Frankfurt a. D.

Er enthält mehr als 10 Kilogramm Silber und lag in einem zylindrischen, horizontal gerippten Tongefäß, das mit einem übergreifenden Deckel verschlossen war. Das Gefäß ist schwach gebrannt, aber auf der Töpferscheibe gearbeitet.

Der Fund bestand aus rohen Gußplattenstücken, kantigen oder runden Stäben und eckigen Platten, die unregelmäßig gekerbt waren, um, wie durch die gekerbten Ränder unserer heutigen Münzen, Gewichtsverringerungen erkennen zu lassen. Unter den Schmuckstücken fallen sieben große, aus gewundenem Draht geflochtene Ringe besonders auf. Die Enden besitzen eine Schließplatte, die verziert ist. Buckel, Klunker, Fingerringe, Arm- und Ohring sind vorhanden. Auch neun Schläfenringe, Tierköpfe, ein Reiter mit Schild und Speer und ein Silberplatte mit einer Gewandfigur gehören zu dem Funde.

6. Wendische Dörfer.

Wendische Siedlungen lassen sich, ganz abgesehen von den zahlreichen wendischen Dörfern und Städten im Spreewalde, auch inmitten der überwiegend von Deutschen besetzten Gebiete unserer Mark Brandenburg noch heute hinreichend deutlich erkennen. Nicht nur die kleinen wendischen Fischer-

Kulturstandpunkt. Unter den Münzen kommen ganz besonders häufig die „Wendenspfennige“ vor, die eher Sachsenpfennige heißen müßten. Fast zahllos sind die Otto-Adelheids-Denare.

Die Schmuckstücke, die zu den Hacksilberfunden gehören, sind zweifellos nicht alle heimische Arbeiten. Nordische Muster und nordische Arbeiten finden sich hier mit orientalischi-griechischen zusammen. Dazwischen liegen Schläfenringe, die ganz sicher slawischen Ur-

dörfer, die mit dem Namen „Riez“ bezeichnet werden, tragen den Stempel wendischer Herkunft. Auch andere Kennzeichen lassen auf ehemalige rein wendische Bevölkerung schließen. Spandau, Stralau, Edpenick, Schmöckwitz, Drevitz bei Potsdam und viele andere märkische Wohnplätze sind wendischen Ursprungs. Häufig, aber nicht immer führen die Ortsnamen auf den richtigen Weg. Die „Runddörfer“ dürfen nicht ohne weiteres als wendische Siedlungen betrachtet werden.

Vielfach wurden zur Zeit der deutschen Besitznahme im 12. und 13. Jahrhundert wendische Dörfer zum kleineren oder größeren Teil mit deutschen Bauern besetzt und so zu deutschen Dörfern umgestaltet. Andere wendische Siedlungen sind in jener Zeit oder bald nachher zugrunde gegangen, entvölkert oder verlegt worden. So finden wir in einer Urkunde aus dem Jahre 1261 in der Nähe von Küstrin das wendische Dorf Klößnitz erwähnt. Im 14. Jahrhundert ist dieses Dorf nach einer anderen Urkunde nicht mehr vorhanden. Ausgrabungen des Märkischen Museums haben nun ergeben, daß zur Wendenzeit in der Tat ein Dorf an der Warthe, Alt-Küstrin gegenüber, bestanden hat. Eine starke Kulturschicht aus Brandschutt und allen möglichen Wohnplatzresten wurde aufgedeckt. Zahlreiche Herdstellen, Abfallgruben, Pfostenlöcher sind mit wendischen Altertümern erfüllt. Knochennadeln, Spinnwirtel, Hirschhorngeräte und Eisensfunde nebst ungezählten wendischen Gefäßresten konnten beobachtet werden. Sogar eine Münze aus dem 11. Jahrhundert wurde in der Kulturschicht gefunden. Auf den aus Feldsteinen gepackten Herdstellen lagen in großer Menge Knochen unserer Haustiere, die bekanntlich in der Mark seit der Steinzeit gehalten und gepflegt wurden. In dieser wendischen Siedlung kommen ebenfalls Reste von Fischen vor. Fischnahrung war bei den Wenden besonders beliebt; auch aus Berichten der Schriftsteller ist uns bekannt, daß die Wenden eifrig dem Fischfange nachgingen.

Stammt das Wendendorf Klößnitz, an dessen Stelle übrigens während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung schon ein germanisches Dorf gestanden hat, aus der späteren Wendenzeit, so ist es dem Märkischen Museum auch möglich gewesen, eine wendische Siedlung aus der früheren Wendenzeit, etwa aus dem 7. und 8. Jahrhundert, bei Hasenfelde im Kreise Lebus aufzudecken.

Bei Hasenfelde lagen ungefähr 10 Häuser auf zwei flachen Höhenwellen um eine Niederung herum, die mehrere Pfähle enthielt. Die Grundrisse der Häuser waren auch hier viereckig, aber nicht rechtwinklig. Die Steinherde sind genau so aus Feldsteinen gepackt wie bei Klößnitz, bei Kleinbeeren, bei Buch und bei Trebus. Weinahe alle Gefäßreste waren unverziert. Da die Stelle um die Pfähle herum nur kürzere Zeit hindurch besiedelt war, so fand sich keine starke Kulturschicht vor. Wohl aber waren die einzelnen Hausstellen nach jedesmaligem Pflügen durch dunklere Bodensfärbung bemerkbar.

Das Wendendorf bei Hasenfelde ist wirklich ein „Rundling“. Diese merkwürdige Anlage erklärt sich hier ganz ungezwungen aus der Beschaffenheit des Geländes.

7. Der Silberfund von Holm bei Driesen.

Im Frühjahr 1908 wurde in der Nähe des Rittergutes Holm ein Tongefäß gefunden, das einen reichen Silberschatz enthielt. Die große Bedeutung dieses bisher einzig in seiner Art dastehenden Fundes liegt darin, daß er auf der Über-



Abb. 71. Slawische
Bronzestatuetten von
Schwedt a. D.

gangsstufe von der altheidnisch-wendischen zur frühen christlichen Kultur steht. Der Schatz muß etwa im 12. Jahrhundert — frühestens während der letzten Hälfte des 11. Jahrhunderts, spätestens im 13. Jahrhundert — vergraben worden sein. Das Gefäß ist wendisch. An die Hack Silberfunde erinnern die aus Silberdraht geflochtenen Halsringe. Andere Gegenstände sind Zeugen christlicher Kunst, und auch das Kreuz erklärt sich vielleicht auf diese Weise. Von den Hack Silberfunden weicht der Silberschatz von Holm insofern ab, als zerhackte Schmuckstücke gänzlich fehlen und überhaupt Hack Silber nicht mehr in Gebrauch gewesen zu sein scheint. Eigenartig sind vier Deckeldosen aus Silber, die an einer Schnur getragen wurden, welche zugleich Dose und Deckel zusammenhielt. An den Vorderseiten sind die Dosen mit Tierfiguren geschmückt; die kleinste der Dosen ist vergoldet. Griffe der kleinen Geräte eines Gehänges sind mit Darstellungen verziert, unter denen eine menschliche Figur in langem Gewande,

die mit der rechten Hand das Kinn stützt, als eine der wenigen Menschen darstellungen aus wendischer oder frühchristlicher Zeit von ganz besonderem Werte ist.

8. Die ersten geschichtlichen Nachrichten.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts beginnt die Wiedereroberung der Mark. Das alte, in den Stürmen der Völkerwanderung an die Slawen verloren gegangene germanische Land wird deutschen Stämmen zurückgegeben. Im Jahre 1134 erhält Albrecht der Bär die Nordmark. Seine Verbindung mit dem zum Christentum übergetretenen Hevellerfürsten Pribislaw (Heinrich) und seiner Gemahlin Petrisa verschafft ihm die Herrschaft über die Zauche und das Havelland. Nicht ohne schwere Kämpfe wird die

neue deutsche Herrschaft begründet und befestigt. Die Schildhornsaage berichtet von dem letzten Verzweiflungskampfe des Wendenfürsten Jaczo von Cöpenick. Die Geschichte erzählt uns von diesen Kämpfen wenig oder nichts.

Lange zweifelte man sogar, ob Pribislaw, Petrißa und Jaczo geschichtliche Persönlichkeiten wären, ob sie je gelebt hätten. Der letzte Zweifel wurde aber gehoben, als man Münzen fand, die mit ihrem Bilde geprägt waren.

Mit der Germanisierung und Christianisierung seit der Zeit Albrechts des Bären (1134—1170) tritt die Mark Brandenburg in das Licht der Geschichte. Die Herrschaft des Wendentums wird gebrochen und die slawische Bevölkerung nach und nach verdrängt oder wenigstens von deutschen Ansiedlern durchsetzt. Der Vorgang vollzog sich ganz allmählich, in den einzelnen Landesteilen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenem Grade. Die Untersuchung der einzelnen Entwicklungsstufen dieser Wiedereroberung der märkischen Landschaft durch das Deutschtum ist Gegenstand der Geschichte. Die Quellen fließen für die ersten Jahrhunderte der neuen deutschen Herrschaft überaus spärlich. Ganze Gebiete der wissenschaftlichen Erforschung märkischer Frühzeit liegen noch im Dunkel. Über die Gründung neuer und die den veränderten politischen Verhältnissen entsprechende Umwandlung alter märkischer Dörfer wissen wir wenig. Was aus der heutigen Dorfanlage, aus Flur- und Ortsnamen erschlossen werden konnte, ergänzt bis zu einem gewissen Grade das Bild, das wir aus Urkunden und einzelnen Berichten gewinnen, aber es bleiben doch noch große Lücken, um volle Klarheit zu schaffen. Hier muß die Vorgeschichte mit ihrer in der Sachforschung geübten und erprobten Methode eintreten, und hier wird die Vorgeschichtsforschung am allerbesten beweisen, welche Bedeutung sie für die Geschichte, namentlich für die Frühgeschichte unserer Heimat haben kann.

Die hervorragendsten Denkmäler des frühesten märkischen Mittelalters sind die Kirchen. Die Kunstgeschichte hat sich von jeher liebevoll mit ihnen beschäftigt. Der märkischen Frühzeit sind namentlich die alten Feldsteinkirchen eigen. Die besonders von Westdeutschland, aber auch von Meissen her betriebene Mission stand unter dem Einflusse des romanischen Stils, der gerade damals vom gotischen abgelöst wurde. Gotisches Maßwerk, gotische Türmchen und Giebel schmückten die Backsteinkirchen und die Tore altmärkischer Städte und Dörfer.

Von den durch christliche Kirchen ersetzten wendischen Tempeln wissen wir fast nichts. Weit besser können wir die Spuren wendischer Verzierungs- und Arbeitsweise in der späteren Töpferei beobachten. Auf dem Gebiete der äußeren Kultur erfolgte die Umwandlung weniger plötzlich.

Den Fortschritt der slawischen Töpferei gegenüber der vorslawischen erkannten wir in erster Linie in der Verwendung der Drehscheibe. Die Ornamentik der Wenden ließ dagegen an Roheit nichts zu wünschen übrig. Der Ton wurde

nicht immer sorgfältig geschlemmt. Er enthält vielfach kleine Steinchen. Was an Fortschritten zu verzeichnen war, das mußten wir den Einflüssen westdeutscher Töpferarbeit zuschreiben. Merowingische wie karolingische Töpferei sind schon in wendischer Zeit maßgebend gewesen. Mit dem Einbruch der Deutschen in der Askanierzeit gewinnen die Vorbilder neue Gewalt. Die ganze westdeutsche frühmittelalterliche Töpferei war ja auf dem Boden der karolingischen erwachsen. Um so stärker mußte die Einwirkung dieser Kultur auf märkischem Boden sich bemerkbar machen, als sie zum zweiten Male und zwar im Gefolge politischer Eroberung in unsere Gegend drang.

Nördlich vom Dorfe Lübbinchen im Kreise Guben stieß man in einer sich von Osten nach Westen hinziehenden Einsenkung an einer Stelle, die früher noch vom Lübbinchenener See bedeckt wurde, auf Reste von Pfahlbauten. Mit dem Lande war dieser Bau durch einen Knüppeldamm aus Kollhölzern verbunden, die auf den morastigen Boden gelegt waren. Der Pfahlbau bestand aus gut behauenen Pfählen und Balken. Letztere hatte man, wie beim Blockhaus, übereinander gelegt und die Balken der einzelnen Wände rechtwinklig mittels eines „Schwalbenschwanzes“ miteinander verbunden. Der Raum war viereckig, und es scheint auch eine Vorhalle vorhanden gewesen zu sein. Eine Seite des Hauses war ohne Vorhalle 3 Meter lang.

Innerhalb des freigelegten Hausraumes lagen Tierknochen in großer Menge, viele Gefäßreste, Lehmbrocken und verschiedene Geräte.

Nach den Gefäßresten gehört diese am besten untersuchte „Pfahlhütte“ dem frühesten märkischen Mittelalter an. In unmittelbarer Nähe sollen noch zwei andere Hütten gestanden haben. Nach einigen Berichten scheint der Unterbau aus einem Packwerk von Holz und Steinen hergestellt worden zu sein. Etwa 20 Minuten von dem frühmittelalterlichen Pfahlbau entfernt wurden die Reste aus wendischer Zeit angetroffen.

So schließt sich wie an vielen anderen Orten auch an dieser Stelle die deutsche Kultur des Mittelalters an die vorausgegangene wendische Kultur an.

Schlußwort.

Der größte Teil der in diesem Buche besprochenen heimischen Altertümer befindet sich im Besitze des Märkischen Museums in Berlin. Andere sind in der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde in der Königgräzer Straße ausgestellt. Der Goldfund von Bettersfelde kann im Antiquarium des „Alten Museums“ im Lustgarten besichtigt werden. Der kostbare Fund von Eberswalde wird zeitweise im Museum für Völkerkunde der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Wer sich über die märkischen Funde und über die märkische Vorgeschichte eine klare Übersicht verschaffen will, besuche zunächst das Märkische Museum

und achte besonders auf die neben den Gegenständen ausgelegten Aufschriften und Zeichnungen, die ihm alle Eigentümlichkeiten der einzelnen Funde erklären.

Ein Gang durch die vorgeschichtliche Abteilung führt vom Steinzeitsaal über die Bronze- und Eisenzeit bis zum Wendensaal mit seinen prächtigen Hacksilberfunden.

Jeder aufmerksame Leser des Buches wird hoffentlich den Wunsch hegen, die ehrwürdigen Zeugen unserer Vorzeit auch einmal zu sehen. Dann erst darf er sagen, daß er sie kennt. Jeder wird an der Werkthätigkeit der ältesten Bewohner unserer heimatlichen Mark seine Freude haben.

Es hat einen eigenen Reiz, die Entwicklung der verschiedenen Formen heimischer Kulturgeräte von den ältesten Zeiten her zu verfolgen, zu sehen wie aus dem Steinbeil ein Bronze- und zuletzt ein Eisenbeil wurde, zu beobachten, wie die Bestattungssitten sich im Laufe der Jahrtausende wandeln, wie unsere Vorfahren Schritt für Schritt aufwärts steigen, wie aus dem Jäger und Fischer ein Ackerbauer wird, aber auch, wie unser deutsches Volk sich die verloren gegangene Heimat wieder erobert, die eingedrungenen Wenden unterwirft oder vertreibt und dann auf dem mit Unrecht verrufenen, durchaus nicht unfruchtbaren Boden eine Siedlungsthätigkeit entfaltet, die in der Geschichte der Völker ihresgleichen sucht. Der in Mittel- und Ostdeutschland mit klarer Erkenntnis des Notwendigen in Angriff genommenen, mit rührigem Eifer und klarer Besonnenheit durchgeführten Verdeutschung ist es zu danken, daß aus der durch sechs Jahrhunderte von Slawen beherrschten Mark das Kernland des neuen großen deutschen Reiches geworden ist.

Märkische Vorzeit.

I. Steinzeit Bis 2000 v. Chr.	II. Bronzezeit 2000—800 v. Chr.	III. Römische Eisenzeit 800—1 v. Chr.	IV. Römische Kaiserzeit 1—500 n. Chr.	V. Wendenzeit 6.—12. Jahrh.
<p>A. Ältere Steinzeit. (Diluvialzeit.) Zeit der behauenen Steingeräte. Bis zum Ende der Eiszeit.</p>	<p>A. Ältere Bronzezeit. Etwa 2000—1400 v. Chr. 1. Periode. Etwa 2000—1600 v. Chr. 2. Periode. Etwa 1600—1400 v. Chr.</p>	<p>A. Frühe Eisenzeit. Etwa 800—500 v. Chr.</p>	<p>A. Frühe Kaiserzeit. 1. Jahrh. n. Chr. 1. Fibeln mit durchbrochenem Nadelhalter. 2. Augenfibeln. 3. Fibeln mit zweilappiger Kollensuppe. 4. Wandergesäße. 5. Buchow, Seelow.</p>	<p>A. Frühe Wendenzeit. 6. u. 7. Jahrh. 1. Leichenbrand. 2. Keine Hackfibelfunde. 3. Gefäße ohne Drehschabe gearbeitet, meist unverziert, ohne oder nur geringe Ausbiegung des Randes. 4. Ansiedlung bei Hasenfelde; Burgwall bei Niewend (Erste Schicht).</p>
<p>B. Mittlere Steinzeit. 1. Goldzeit. 2. Ancylozeit. 3. Eitorinozeit.</p>	<p>B. Mittlere Bronzezeit. 3. Periode. Etwa 1400—1200 v. Chr.</p>	<p>B. Die letzten vorchristlichen Jahrhunderte. 500—1 v. Chr.</p>	<p>B. Mittlere Kaiserzeit. 2. Jahrh. n. Chr. 1. Kräftig profilierter Fibeln. 2. Wandergesäße. 3. Kartshorst, Fohrde, Tornow, Willow, Kauffendorf.</p>	<p>B. Mittlere Wendenzeit. 8. u. 9. Jahrh. 1. Gefäße mit schärferer Umbiegung des Randes. 2. Wellenlinie und mehrzinkiges Gerät zum Verzieren der Gefäße. 3. Keine Hackfibelfunde. 4. Zahlreiche Burgwälle, Niewend (Zweite Schicht); Köhnertschanze.</p>
<p>C. Jüngere Steinzeit. Zeit der geschliffenen Steingeräte. Etwa 5000—2000 v. Chr. 1. Dolmen. 2. Hünenbetten. 3. Steinhammern und Steinflinsten- gräber.</p>	<p>C. Jüngere Bronzezeit. Etwa 1200—800 v. Chr. 4. Periode. Etwa 1200—1000 v. Chr. 5. Periode. Etwa 1000—800 v. Chr.</p>		<p>C. Späte Kaiserzeit. 3. u. 4. Jahrh. n. Chr. 1. Fibeln mit umgeschlagenem Fuß. 2. Fibeln mit hohem Nadelhalter. 3. Feuerstahl, Eimerchen usw. 4. Breite Schildfesseln. 5. Beritt, Damme, Kampisch, Reichersdorf, Sadersdorf, Wilhelmögen, Buzow, Dahlenau; Ansiedlung bei Panlinenau.</p>	<p>C. Späte Wendenzeit. 10.—12. Jahrh. 1. Skelettarbeiter. 2. Gefäße alle auf der Drehschabe gearbeitet. 3. Bodanverzierung; Gurtfurchen; tiefe Kerben; scharfe Umbiegung des Randes. 4. Hackfibelfunde. 5. Niewend (Dritte Schicht).</p>
			<p>D. Völkerverwanderung. 5. u. 6. Jahrh. n. Chr. Leuthen, Gatlig, Rosenthal, Reitergrab von Neufölln.</p>	<p>D. Das frühe Mittelalter. 13. u. 14. Jahrh. 1. Holm (Übergangsperiode). 2. Gähbinnen. 3. Ansiedlung bei Niedergörsdorf.</p>

Urteile

nach Erscheinen der ersten Auflagen.

Herr Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Conwentz, Leiter der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen:

„Es ist eine vortreffliche Darstellung in gemeinverständlicher Form, wohl geeignet, unsere Jugend wie ihre Lehrer in die Vorgeschichte der Heimat einzuführen.“

„Tägliche Rundschau“:

„Für die Mark meldet sich ein Berufener. — — Immer von Abbildungen und klaren Skizzen begleitet, erstehen auch die vorrömische Eisenzeit, die römische Kaiserzeit und die fundreiche Wendenzeit. Die Vorzüge dieses deutschen Bildungsbuches ruhen in der bei Ausschaltung alles Fraglichen überaus verständlichen einfachen Sprache und der deutlichen Gliederung des wissenschaftlichen Stoffes. Es kann ohne weiteres jedem Unterricht zugrunde gelegt werden und wird auch als Schülerprämie viel Freude machen, ohne daß es etwa auf die Mark beschränkt bleibe. Weist doch die Kultur der Mark viele übereinstimmende Züge mit der des ganzen Vaterlandes auf. Das Buch ist eine sehr empfehlenswerte Gabe für das deutsche Haus und muß im weiteren Sinne zu den besten Büchern deutscher Erziehung gerechnet werden.“

„Berliner Volkszeitung“:

„Besonders die Ergebnisse der Forschertätigkeit der letzten Jahre, das Steinzeitdorf bei Trebus, der Goldfund von Eberswalde, germanische und wendische Siedlungen, das Reitergrab von Neukölln sind in den Rahmen der Betrachtung gezogen, in der K. in klarer, allgemein verständlicher, kurz gefaßter Darstellung — — einen Überblick über die Vorgeschichte unserer Mark gibt. Der Lehrplan der Groß-Berliner Gemeindeschulen fordert Behandlung vorgeschichtlicher Funde. — — Jeder Volksfreund, jeder Freund der vaterländischen Geschichte wird die Genugtuung des Verfassers über den Fortschritt in unserer Volksbildung teilen, der zu einer Zeit kommt, wo wir mehr denn je uns auf das eigene Volkstum besinnen müssen. Das vorliegende Buch, das sich an alle Kreise des Volkes wendet, bringt uns diesem Ziele ein gutes Stück näher.“

Georg Siegerist.

„Geographischer Anzeiger“ (Perthes in Gotha):

„Als bester Sachkenner hat — — — K. anschauliche und lehrreiche „Bilder“ — — veröffentlicht. Das Buch gibt die Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung wieder, vermeidet aber alle wissenschaftlichen Streitfragen und die Belastung mit wissenschaftlichen Nachweisen.“

„Die Schulpflege“ (Organ des Berliner Rektorenvereins):

„Mit diesem zeitgemäßen Buche hat der Verfasser der Schule ein wertvolles Geschenk überreicht, das jede Anstalt mit Freuden ergreifen wird, um den Forderungen des Lehrplanes gerecht werden zu können. Es schließt

sich dem vorher besprochenen Buche eng an, indem es den in der Schule zu behandelnden Stoff in warmherziger Darstellung, übersichtlich gegliedert, ohne den für Schulzwecke überflüssigen Ballast wissenschaftlicher Anmerkungen und Hinweise darstellt. Bietet es sich in dieser Form in erster Linie dem Lehrer als eine schwer zu übertreffende Einführung in die heimische Alttertumskunde an, darf es auch ohne Bedenken der Schülerbücherei der Oberklassen einge-
reicht werden und wird von den Schülern und Schülerinnen, denen ein lebensvoller Unterricht auf dem besprochenen Gebiete Freude an der Sache erweckt hat, gern und dankbar als Prämie entgegengenommen werden. Diesem Zwecke entspricht auch das reichhaltige und vorzügliche Bildmaterial.“ —

„Heimatschuh“ (Brandenburg):

„Die Vorgeschichte im allgemeinen und durch die Tätigkeit des Verfassers im besonderen auch in der Provinz Brandenburg hat in dem letzten Jahrzehnt an wissenschaftlichem Wert durch eine strenge methodische Forschung gewonnen. Sie bildet nicht mehr ein Durcheinander von Funden und Nachrichten, sondern gestattet schon eine Entwicklung zu zeichnen, die in der älteren Steinzeit, d. h. in dem ersten Zehnjahrtausend, sich aus den Nachwirkungen großer geologischer Umwälzungen herausbildet und zeitlich einigermaßen bestimmbar bis in den Anfang der Geschichte geht. Die Fundsachen sind vereinzelte Punkte dieser Entwicklung; was man aber durch Beobachtungen der Fundstätten, durch Vergleichen und durch Folgerungen aus ihnen für die Kulturgeschichte gewinnen kann, das hat der Verfasser in kurzen, aber klaren Schilderungen getan. Der Gewinn ist erfreulich; wir erhalten ein überzeugendes Bild, daß auf Brandenburgs Boden bereits eine hochentwickelte Kultur vorhanden war, lange bevor Rom als Stadtgebilde entstand. Eine klare Sprache und eine vorsichtige Stellungnahme zu umstrittenen Fragen werden dazu beitragen, das Interesse für diesen Zweig der Wissenschaft in weiten Kreisen zu beleben und das Verständnis für die Entwicklung der engeren Heimat zu wecken.“

„Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins“:

„Unter den vielen Büchern über die Mark Brandenburg dürfte kaum eins so für die Jugend und das Volk zugeschnitten sein, wie das genannte. Nicht an den engen Kreis der Fachgelehrten, sondern an die Wanderer, Wandervogel und die Schuljugend hat der Verfasser gedacht, sagt er doch selbst: „Für Freunde der heimischen Alttertumskunde, insbesondere für die Jugend und ihre Lehrer“. Nicht mehr achtlos wird, wer sich mit dem Inhalte vertraut gemacht, an vielen Stellen vorbeigehen, sondern seine Gedanken rückwärts richten und sich im Geiste vorstellen, wie es vor Jahrhunderten ausgesehen. Alte vergessene Handelsstraßen werden sich mit Kaufmannszügen oder mit Heeresmäulen beleben, an verlassenen Stadt- oder Dorfstellen werden Kampfbilder entstehen, vielleicht auch wecken freundlichere Bilder Gedanken, wenn zur Oster- oder Pfingstzeit fröhliche Gesellen die Straße ziehen. In leicht verständlicher Weise wird der Leser über die verschiedenen Zeiten unterrichtet, z. B. Steinzeit, Bronzezeit, ja sogar bis in das frühe Mittelalter hinein geführt.

In keiner Schulbücherei sollte das Buch fehlen und der Lehrer die Kinder mit den ausgezeichneten Abbildungen bekanntmachen, da gerade oft Kinder aus Unkenntnis anscheinend unscheinbare Dinge fortwerfen und vernichten. Aber auch Erwachsene lernen, Urväter Hausrat zu achten, sich nicht mehr leichtem Herzens davon zu trennen und für wenige Mark an Händler zu verkaufen.

Möge dem Buche daher eine große Verbreitung vergönnt sein, nicht nur um die Geschichte unserer engeren Heimat besser kennen zu lernen, sondern auch die Altertümer, die noch geblieben, mit besonderer Liebe und Sorgfalt zu pflegen. Was brandenburgisch ist, soll brandenburgisch bleiben, um uns aufzurichten in dem Gedanken an die Taten unserer Väter."

Suder.

„Eberswalder Heimatblätter“:

„Da ist dies Buch, das wohl kaum ein Berufenerer als Kieckbusch hätte schreiben können, auf das allerwärmste zu begrüßen. Für unsere Heimatfreunde ist es in der Tat ein wahrer Schatz und ein vollkommen zuverlässiger Führer. Es gibt die Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung wieder, vermeidet aber alle wissenschaftlichen Streitfragen und die Belastung mit wissenschaftlichen Nachweisen. Dabei ist es für jeden verständlich geschrieben; ja in so fesselnder Form, daß man sagen darf, jetzt endlich haben wir das Buch, das uns immer noch gefehlt hat. Es wird in Zukunft zu dem unbedingten Handwerkszeug jedes echten Heimatfreundes gehören.“

„Märkischer Fahrtenspiegel“:

„In der Führerzeitung (Heft 9/10 1915, Sept./Okt., S. 130/1) wies Dankwart Gerlach in einer kürzeren grundsätzlichen Ausführung auf das Buch „Heimische Altertumskunde in der Schule“ von Dr. Kieckbusch hin. Es ist noch nicht viel Zeit verfloßen und der Leiter der vorgeschichtlichen Abteilung und der Ausgrabungen des Märkischen Museums in Berlin bietet uns eine neue Gabe dar, die sich im Gegensatz zu der vorigen an weiteste Kreise wendet. „Bilder aus der märkischen Vorzeit“ sind es, die uns von kundiger Hand in breiten Zügen, recht oft auch mit feineren Strichen entworfen werden. — — — — — Recht glücklich ist es, daß — soweit wir es mit sicheren Tatsachen zu tun haben — mehrfach zusammenfassende Überblicke über die Kulturen der verschiedenen Zeiten gegeben werden. — — — — — Die Hinweise genügen schließlich auch schon, um zu zeigen, daß wir es mit einem Büchlein zu tun haben, das in jede märkische Ortsgruppen-Bücherei gehört; besser wäre es indessen, recht viele Wandervogel schafften sich das Buch für ihre eigene Bücherei an. Und dann — vor allen den Berlinern sei das gesagt — denkt daran, daß keine noch so schöne Beschreibung, und seien auch Bilder dabei, die eigene Anschauung ersetzen kann. Vor allem das „Märkische Museum“ beherbergt einen großen Teil der von Dr. Kieckbusch besprochenen Schätze; der Winter kommt; geht an recht vielen Sonntagen oder Feiertagen dorthin und verschafft euch die Kenntnis der märkischen Ausgrabungen, die Dr. Kieckbusch recht vielen Lesern seines Buches wünscht — und wie eines märkischen Wandervogels würdig ist!“ —

Rudolf Schmidt.

„Die Welt“:

„In den griechischen und römischen Sagen, über die Feldzüge Hannibals und Cäsars weiß unsere Jugend mehr oder weniger genau Bescheid; von der deutschen Vorzeit, und gar von den Vorzeiten der Menschheit, insofern sie sich auf deutschem Boden zugetragen hat, weiß sie nichts oder so gut wie nichts. Erst auf energische Hinweise in der Presse auf dieses leider für die Schule brachliegende Gebiet hat sich die Unterrichtsverwaltung entschlossen, dem Übelstand einigermaßen zu steuern. Neulich zeigten wir schon Schraders kleines Handbuch über die „Indo-

germanen“ empfehlend als ein Hilfsmittel zur Ausfüllung der Lücke an; jetzt können wir als ein Musterbeispiel für die Behandlung der Kunde der Vorzeit im Sinne der Heimatkunde das eben erschienene Werkchen von Kiekebusch auf das wärmste empfehlen. In einer ebenso volksmäßigen als wissenschaftlich stichhaltigen und befriedigenden Durchführung, ohne unnötigen kritischen oder stofflichen Ballast, schildert der Verfasser die Vorgeschichte der Mark bis zum Ende der Wendzeit und dem Auftreten der ersten geschichtlichen Nachrichten; an Hand der bedeutendsten Fundstücke erklärt er, immer vom Einzelfund aus allgemeine Linien ziehend, das Wesen des Materials und der Technik und der sich aus ihnen ergebenden Schlüsse auf die Zeitkultur wie auf etwaige Beziehungen zu fremden Kulturen. Im Mittelpunkt der Betrachtungen aber steht der endlich überall sich durchsetzende Gedanke, daß man alle Funde auf deutschem Boden zunächst unter dem Gesichtspunkt der Bodenständigkeit anschauen müsse, wenn man nicht in jene Verachtung unserer Vordäter verfallen soll, an der die Zeit vor unseren Tagen gar so sehr gekrankt hat. Kiekebuschs Führung durch die Mark und seine Umblicke nach Nord und Süd sind so hochinteressant, daß jeder Freier des schönen germanischen Siedlungslandes wie jeder Schäfer der heimischen Altertumskunde es mit Freuden lesen oder wenigstens durchblättern wird. Und wenn auch diese oder jene Angabe im ersten Lesen zu bestimmt und eindeutig erscheint, so wird man das als pädagogische Notwendigkeit in einem Jugend- und Volksbuch richtig verstehen und richtig einschätzen. Das Verdienst der sorgfältigen, mit guten bildlichen Darstellungen reich geschmückten Arbeit wird dadurch nicht etwa vermindert, sondern ihre allgemeine Brauchbarkeit erhöht. Es wäre zu wünschen, daß an Hand dieses Buches nun ein eifriges, fröhliches Studieren der Kunde aus der Vorzeit und der Sammlungen in den Museen (das Werkchen nennt sie) begänne. Heimatliebe erwächst aus dieser Arbeit, die wohl stärker ist, als die im Geschichtsunterricht erzeugte. Bleibt doch Geschichte oft nur toter Buchstabe, wo Kulturgeschichte in den Ruinen und verödeten Hallen blühendes, reiches Leben weckt.

Dr. Thyssen.

„Deutsche Gaue“:

„Das Buch gibt die Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung in gemeinverständlicher Darstellung wieder. Da die Vorzeitkultur der Mark viele Züge mit der Vorzeit unseres ganzen großen Vaterlandes gemeinsam hat, wird nicht nur jeder Märker, sondern auch jeder Deutsche überhaupt das Buch mit Nutzen und Interesse lesen.“

U. R.

„Vom Krieg zur Friedensarbeit“, Zeitschrift für Brandenburgische Kriegsbeschädigtenfürsorge:

„Ein wirklich ausgezeichnetes Buch über die Vorzeit unserer Mark Brandenburg — nicht allein in Griechenland und im alten Babylon wird ausgegraben, sondern auch bei uns. —

Von besonderem Interesse sind die Abschnitte, in denen Dr. Kiekebusch erläutert, wie er in Buch nördlich von Berlin die Grundrisse bronzezeitlicher Häuser feststellen konnte. Ja, er hat sogar nach beobachteten Resten und Spuren ein solches Haus wieder aufgebaut und unserm Kaiser, der sich für alle solche Fragen glühend interessiert, darüber Vortrag gehalten.“ — —

Prof. Dr. Spag.

Petermanns Geographische Mitteilungen:

„Von sachlicher und methodischer Bedeutung und der angemessenen Nachahmung wohl wert.“ —

Prof. Fr. Hahn, Königsberg.

Prähistorische Zeitschrift 1916:

Die Entwicklung der allgemeinen Kultur wird, wie die der einzelnen Gerätfornen, hübsch und leicht faßlich erzählt, dabei in geschickter Weise bei den verschiedenen Perioden besonders bemerkenswerte Denkmäler und Funde herausgegriffen und einer eingehenderen Betrachtung unterzogen.

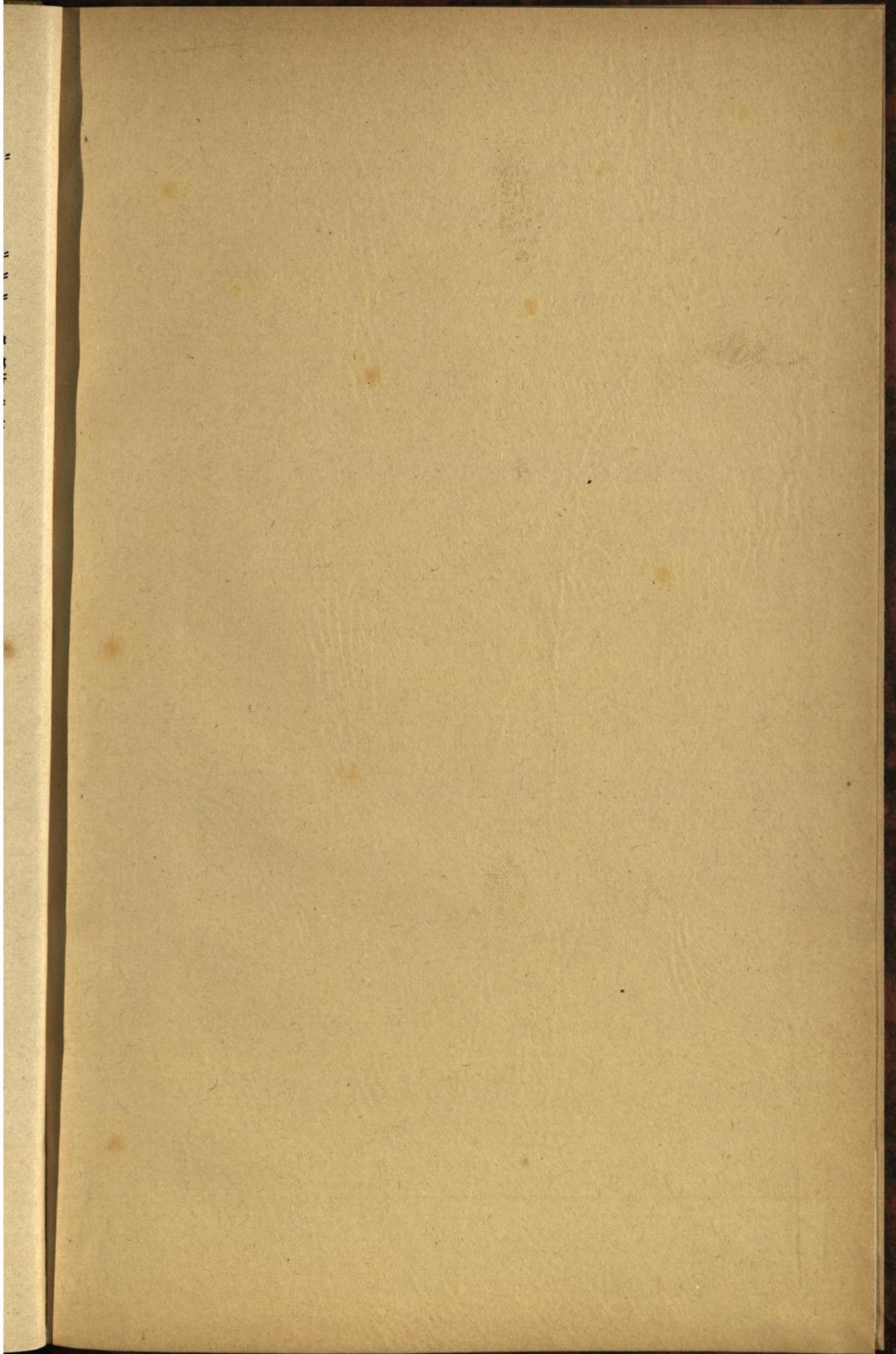
Es ist weit schwieriger und viel weniger Leuten gegeben, dem Laienkreise ein wissenschaftliches Gebiet nahezubringen, als Fachleuten eine neue Beobachtung oder Entdeckung vorzutragen. Den Laien gegenüber kommt es immer darauf an, aus dem Gewir der vielen einzelnen Feststellungen das Wesentliche herauszulösen und in wenigen großen Zügen ein Bild zu gestalten. Und das ist nicht jedermanns Sache.

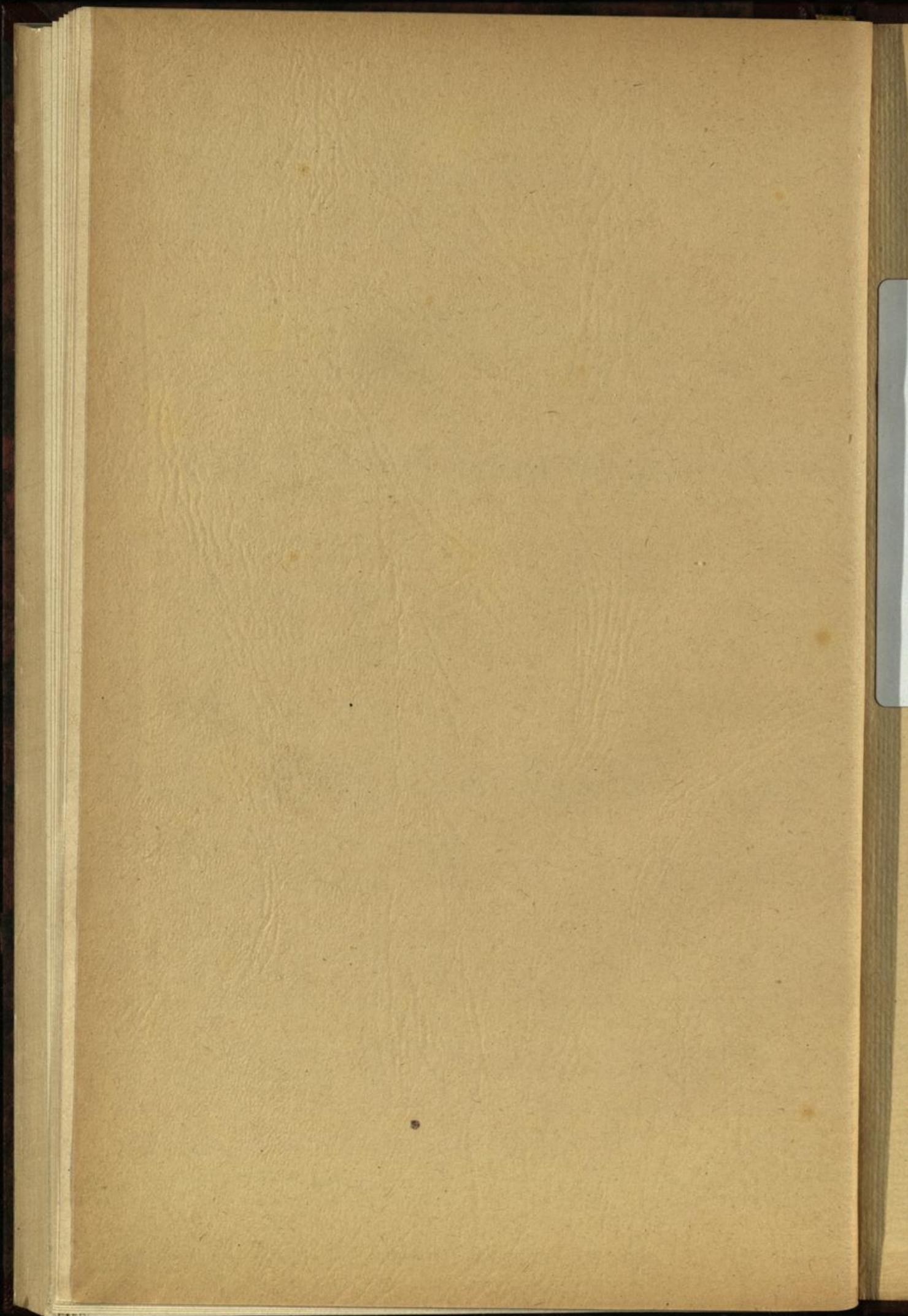
In dieser Schrift ist die Aufgabe gut gelungen.

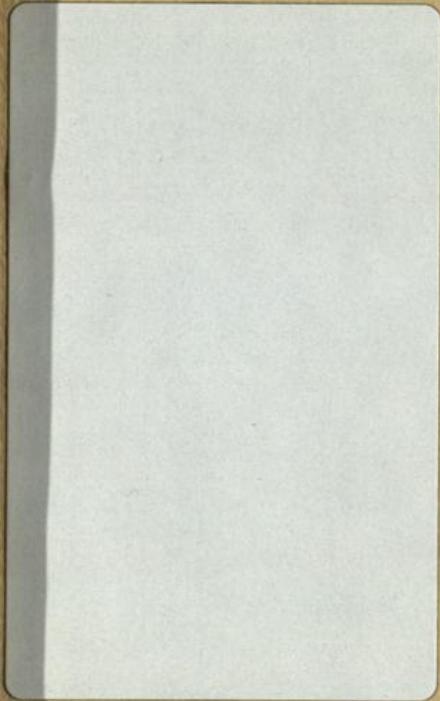
Geh. Reg. Rat Prof. Dr. Schuchhardt,

Direktor der vorgeschichtl. Abteilung am Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Auf das Erscheinen des Buches ist von Sr. Erzellenz dem Herrn Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten, vom Kgl. Provinzial-Schulkollegium in Berlin und von den Kgl. Regierungen in Potsdam und Frankfurt a. D. aufmerksam gemacht worden.







Universität
Potsdam



Universitäts-
bibliothek

Auslehnr.



10940190

